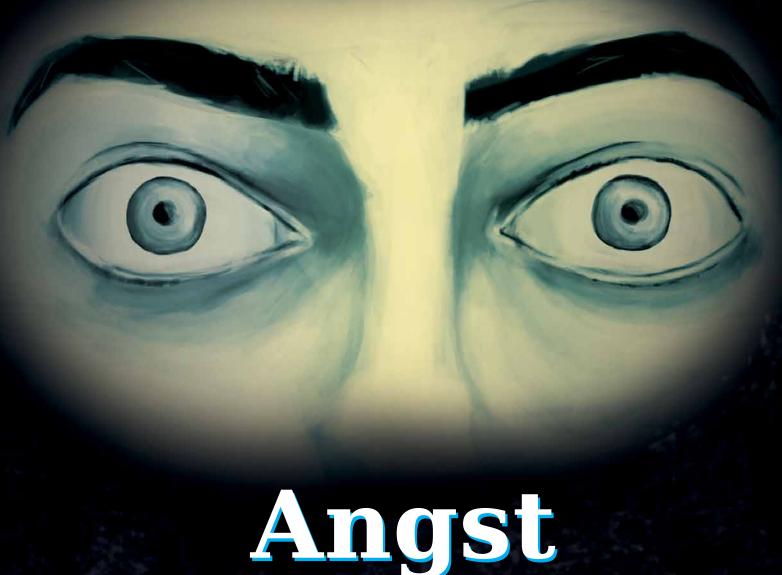
74 unique

interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar & Erfurt



Ängste <u>Ireland</u> Genf

Ein deutsches Phänomen? Memorialisation of the 1916 Easter Rising Hochkultur im urbanen Raum





BOULDERN, BAR UND BISTRO AM FH-CAMPUS

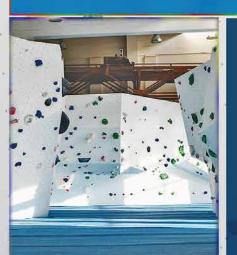
- Bouldern an 1000m² Wandfläche in Thüringens größter Boulderhalle
- separater Trainingsbereich mit 4,50m hohem
 Campusboard
- gemütlicher Bistrobereich mit Mittagsangebot



BEWEGUNGS ALTERNATIVE



MO-SO 10-23 H



LUST AUF BOULDERN? - UNSER ANGEBOT

- kostenlose Schnupperkurse, zzgl. Eintritt
- Technikkurse für Anfänger & Fortgeschrittene,
 Hochschulkurse, Trainerstunden
- Kindertrainingsgruppen, Kindergeburtstage
- montags Studententag

WWW.PLANB-JENA.DE

Editorial

Deutschland 2016: Ein Land in Angst. Was Ende 2014 noch als "Sorgen" bezeichnet wurde, hat sich seit der so genannten "Flüchtlingskrise" im letzten Sommer zur Angst entwickelt: Einer Allensbach-Umfrage vom Anfang dieses Jahres zufolge befürchten fast 80 Prozent der Deutschen, dass mit der Zahl der Flüchtlinge auch die Kriminalitätsrate steigen wird. Eine Befürchtung, die eine paradoxe Entsprechung in der Realität findet: Im Vergleich zum Vorjahr hat sich 2015 die Zahl der Angriffe auf Flüchtlingsunterkünfte verfünffacht. Ein geständiger Tatverdächtiger, der im sauerländischen Altena ein Flüchtlingsheim angezündet hat, gab "Angst" als Tatmotiv an.

In einem Land, in dem ängstliche Menschen andere verbrennen wollen, stellt sich die Frage, wer eigentlich hier vor wem Angst haben muss? Die afrodeutsche Moderatorin und Filmemacherin Mo Asumang fürchtet sich tatsächlich vor brennenden Flüchtlingsunterkünften – ihre ganz persönlichen Ängste im Umgang mit gewalttätigen Rassisten, Neo-Nazis und mittlerweile auch Personen wie Postmitarbeiterinnen hat die Autorin von *Mo und die Arier* mittlerweile durch ihre investigativen Recherchen überwunden. Darüber und über die politische Instrumentalisierung von Ängsten der Deutschen spricht sie mit uns im Interview ab Seite 8.

Dabei ist deutsche "Angst" nichts Neues. Der Jurist und Philosoph Anton Wilhelm Amo sorgte bereits im 18. Jahrhundert in Mitteldeutschland für Unbehagen: Er war der erste europäische Akademiker afrikanischer Herkunft und versetzte durch seine schiere Existenz all jene in Angst, die ihre eigene Vormachtstellung als Weiße gefährdet sahen. Über den ehemaligen "Kammermohr", der eine universitäre Laufbahn in Halle, Wittenberg und Jena absolvierte und später aufgrund massiver Anfeindungen in sein Geburtsland Ghana floh, lest ihr auf Seite 17 in einem Gastbeitrag der hallischen Studierendenschaftszeitschrift hastuzeit.

Deutsche Ängste, ängstliche Deutsche, aber auch die Angst vor Deutschen wurden nicht nur in hiesigen, sondern auch in internationalen Kinoproduktionen künstlerisch verarbeitet – und besonders oben gestellte Frage, wer eigentlich vor wem Angst haben sollte, führte immer wieder zu faszinierenden Antwortversuchen voller Ambivalenzen. Über angsterfüllte Serienmörder und zuckersüße Ex-Nazis lest ihr in unserer Zusammenstellung von zehn Filmen ab Seite 24. Zum eigentlichen Kern von Angst dringt insbesondere der Horrorfilm vor – ein Genre, das man nicht unbedingt mit dem türkischen Kino in Verbindung bringt. Filmemacher Can Evrenol, Regisseur des Films Baskin, spricht mit uns ab Seite 22 über realistische Alpträume und langsam zerbrechende Männlichkeitsbilder in der Türkei.

Definitiv zerbrochen ist mit den Reaktorunfällen in Tschernobyl und Fukushima die Vorstellung von der Beherrschbarkeit der Atomenergie. Was folgte war die politische Institutionalisierung des GAUs und eines Lebensalltags mit dem "Restrisiko", argumentiert unser Beitrag zum Doppeljahrestag ab Seite 14. Mit dieser verbliebenen Angst haben sich die meisten Staaten arrangiert, Deutschland hat sie mit dem Atomausstieg ausgeräumt – zumindest in dieser Sache.

Eine hoffentlich angstfreie Lektüre wünscht

Fure Redaltion

I N H A L T



EinBlick

Mit Engagement für die eigene Heimat	
Aufbauprojekte in Krisengebieten dank Studieren ohne Grenzen	

"Rassismus funktioniert nur mit den Ängstlichen" Mo Asumang im Gespräch über Nazis und Alltagsrassismus

memorique: Irelands Easter Rising, 1916-2016 A Hundred Years of Memorialisation	10	K	2
Die Weltkatastrophe Tschernobyl, Fukushima und das Ende des Sicherheitsmythos	14	tBli), i i i i i i i i i i i i i i i i i i i
Der Unbequeme Vom "Kammermohr" zum Gelehrten	17	Wei	



6

8

Donnerstags noch nichts vor?

deine Meinung sagen ... recherchieren ...
neue Leute kennenlernen ... layouten ... eigenen Presseausweis
bekommen ... fotografieren ... Rezensionsexemplare ...
interkulturelle Erfahrungen sammeln ... lektorieren
... eigene Artikel schreiben ... Lebenslauf

Komm' zur *unique*-Redaktionssitzung! Immer um 18 Uhr im Haus auf der Mauer*.

aufbessern ... Interviews führen ...

deinen Horizont erweitern ...

heißblütig diskutieren



LebensArt

Ein paar Klänge Glück Wie Straßenklaviere in der Stadt für Verzauberung sorgen	18
Rezension: Wenn einer eine Reise tut	
dann hat er was zu zeichnen – von der Graphic Journey	20
"Ein Schlag ins Gesicht der türkischen Popkultur" Regisseur Can Evrenol über das Horror-Genre in der Türkei	22
Von Serienkillern und SS-Konditoren 10 Filme über deutsche Angst	24

 Das fremde Gedicht: Feryad Fazil Omars "Kampf im Bus"

 Kurdische Lyrik zwischen zwei Sprachen

 26

 Rezension: Ein Schneider aus Homel auf Abwegen

 Ilja Ehrenburgs Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz
 28

 Kolumne: Spracharchitektur

 Ein Rundgang durch den Landsitz der englischen Sprache
 29

WortArt



übrique

unique auf Reise | Impressum | Bildnachweise

30

INTERNATIONAL DAYS



4.5

Around the world in one evening

Am Planetarium 4, SR 2 19 Uhr 12

Exkursion nach Gotha: Perthes-Sammlung

Treffpunkt Paradies Bhf 9 Uhr 5.5

Internationales Konzert

28

Café Wagner 20 Uhr



Mit Engagement für die eigene Heimat

Der Verein Etudes sans Frontières – Studieren ohne Grenzen unterstützt Studierende in Krisenregionen bei Aufbauprojekten. Seit Kurzem gibt es eine Lokalgruppe in Jena.

von Alexandra Engel

indu, Demokratische Republik Kongo: Hochmotiviert geht Marie Alomba Kingombe am Morgen in das Gesundheitszentrum "Centre Médical la Providence". Hier arbeitet sie unter anderem zusammen mit einem Arzt und vier Krankenschwestern. Bis dato war das Versorgungsangebot für Schwangere und Mütter in Kindu sehr dürftig und noch heute mangelt es in der Region an Krankenpflegepersonal. Der Schwerpunkt der medizinischen Arbeit ist die Betreuung und Behandlung von Schwangeren sowie von Müttern und ihren Neugeborenen: Marie und ihre Kollegen möchten die Risiken der Schwangerschaft und der Entbindung soweit es geht eindämmen. Die junge Frau leitet als Directrice de Nursing' die Schwestern an: der Aufbau der Mütterstation war ihre eigene Idee. Finanzielle Unterstützung erhält das Gesundheitszentrum von der Kirche "L'Eglise 21ème CNCA à Kindu", die die sonntägliche Kollekte der Gesundheitseinrichtung spendet.

Marie hat bereits im Studium praktische Erfahrung und Kenntnisse für diese Arbeit gesammelt: In Kindu studierte sie zunächst Geburtshilfe und konzentrierte sich im anschließenden Master auf den Bereich "Öffentliche Gesundheit".

Ohne das Stipendium des gemeinnützigen Vereins Etudes sans Frontières – Studieren ohne Grenzen Deutschland e.V. hätte Marie ihr Studium nicht absolvieren können, da ihre Familie das Geld für Studiengebühren nicht aufbringen konnte. "Die Unterstützung war von großer Bedeutung für mich, da ich auch über das Finanzielle hinaus wich-

tige ideelle Förderung und Hilfe erhalten habe. Diese Unterstützung hätte mir keiner sonst in dieser Form geben können", erklärt die 'Directrice de Nursing'. Der studentische Verein unterstützt Studierende in Kriegs- und Krisenregionen, die einen Beitrag zum Wiederaufbau ihrer Heimat leisten wollen: Durch die Vergabe von Stipendien werden Studierende wie Marie gefördert, die sich mit einer Projektidee im sozialen Bereich bewerben, die sie nach ihrem Studium umsetzen.

Hilfe zur Selbstständigkeit statt bloßer Finanzierung

Die Arbeit von Studieren ohne Grenzen beruht auf dem Prinzip "Hilfe zur Selbsthilfe" und setzt dabei auf die Wirkung des Multiplikatoreffekts. Marie etwa hatte bereits vor ihrem Studienabschluss mit einigen Freundinnen eine Frauenorganisation gegründet. Die Mitglieder tauschen sich über Themen wie Kindererziehung und Ernährung aus. Außerdem werden regelmäßig Workshops angeboten, in denen beispielsweise vermittelt wird, wie man Brot backt oder Seife herstellt - letzteres ist besonders wichtig, denn Seife wird in Kindu sonst teuer importiert. So hat Marie einigen Frauen auch zu mehr Selbstständigkeit verholfen, da sie ihre selbstproduzierte Seife nun verkaufen können.

Mit dem gleichen Engagement geht Marie nun auch an die Arbeit in der Geburtsstation. Sie möchte den Frauen ihr Wissen aus dem Studium weitergeben und dazu beitragen, dass die hohe



Sterblichkeitsrate bei Neugeborenen in der Region sinkt. Doch das Mütterzentrum ist auch eine große Herausforderung für die junge Frau: Die Beschaffung von Medikamenten ist schwierig, ebenso fehlt es an medizinischen Instrumenten und Material, um die Patienten angemessen zu versorgen.

Stärkung der lokalen Landwirtschaft

Etwa 700 Kilometer nordöstlich von Kindu befindet sich die Region Kivu, die sich durch klimatisch besonders günstige Bedingungen für die Landwirtschaft auszeichnet. Trotzdem gibt es auch dort Hunger, da die Gegend durch die Zerstörungen während der Kriege in den letzten zwei Jahrzehnten in weiten Teilen brachliegt und der Bevölkerung größtenteils die Kenntnisse zur landwirtschaftlichen Nutzung fehlen. Pascal Ndagijimana Rwakana und seine inzwischen 15 Mitarbeiter bewirtschaften dort ein Feld zum Anbau von etwa 4.000 Kohlpflanzen. Der geerntete Kohl wird anschließend in der Provinzhauptstadt Mweso verkauft. Durch den Ertrag möchte Pascal die Finanzierung einer Hennen- und Kaninchenzucht sichern. Neben der Arbeit auf dem Feld gibt Pascal außerdem Lehrseminare für Schulklassen. "Durch den Handel mit Lebensmitteln und der Weitergabe von Wissen, beispielsweise über die Viehzucht, möchte ich zur Stärkung der lokalen Landwirtschaft beitragen", erklärt er.

Auch Pascal gehört zu den bereits über 200 geförderten Stipendiaten, die mit einem Stipendium von Studieren ohne Grenzen gefördert wurden und soziale Projekte in ihrer Heimat umgesetzt haben. Ein Stipendium umfasst die Übernahme von Studiengebühren, Lehrmaterialien und Prüfungsanmeldungen. Durch die Förderung konnte Pascal sein Studium am agrarwissenschaftlichen Institut Supérieure d'Études Agronomiques (ISEA) in Mweso erfolgreich abschließen und weiß, worauf es beim Gemüseanbau und bei der Tierhaltung ankommt.



Die Autorin ist Mitglied der Lokalgruppe Jena von Etudes sans Frontières – Studieren ohne Grenzen.

Etudes sans Frontières - Studieren ohne Grenzen Deutschland e.V.

wurde 2006 gegründet und hat bereits über 1.200 Mitalieder. Der aemeinnütziae Verein unterstützt Studierende in den Zielregionen Demokratische Republik Kongo, Tschetschenien, Sri Lanka und Afghanistan. Zwei neue Projekte in Guatemala und Burundi werden derzeit geplant. Die vielfältigen Möglichkeiten reichen vom Aufbau einer Hühnerzucht über Lehrseminare bis hin zu Empowerment-Projekten für Vergewaltigungsopfer. Durch lokales Fundraising, Crowdfunding usw. werden auch Bildungsinfrastrukturprojekte wie der Aufbau von Solarpanels zur Stromversorgung oder die Einrichtung eines PC-Pools an den Einrichtungen in den Zielregionen ermöglicht. Zudem wird die deutsche Bevölkerung durch Öffentlichkeitsarbeit und Veranstaltungen auf die Situation der Partnerländer aufmerksam gemacht.

Aktuelle Informationen zu den wöchentlichen Treffen und Veranstaltungen in Jena sowie vieles mehr findet ihr auf facebook.com/sogjena und studieren-ohne-grenzen.org/lokalgruppen/jena.



Mit den eiweißreichen Produkten der Legehennen- und Kaninchenzucht möchte er die Unterernährung der örtlichen Bevölkerung bekämpfen. Obwohl potenzieller Diebstahl und fehlende Medikamente für die Tiere eine Gefahr für die Umsetzung seines ehrgeizigen Projekts darstellen, ist Pascal fest entschlossen, seinen Beitrag zum Wiederaufbau der Region zu leisten. Als Vater von fünf Kindern profitiert Pascal auch persönlich von der Feldarbeit: "Mit dem Gewinn aus dem Gemüseanbau habe ich für mich und meine Familie ein Haus gebaut!"

Neue Lokalgruppe in Jena gegründet

Das agrarwissenschaftliche Institut, das Pascals Ausbildung ermöglicht hat, möchten Jenaer Studierende durch den Aufbau einer didaktischen Farm unterstützen, damit dort das Kursangebot erweitert und Viehzucht in der Praxis ausprobiert werden kann. Als neue Lokalgruppe von Studieren ohne Grenzen hat sich neben den anderen bundesweit 17 Lokalgruppen im Wintersemester 2015/16 auch in Jena ein Team zusammengefunden. Gemeinsam mit der Lokalgruppe München startet das Jenaer Team eine Crowdfunding-Aktion im Internet, um das benötigte Geld für die didaktische Farm zu akquirieren. Langfristig soll sich die Farm durch den Verkauf von Kälbern und Küken selbst finanzieren. So wird ebenso wie durch die Projekte von Pascal und Marie eine nachhaltige Entwicklungshilfe gewährleistet und versucht, die Bevölkerung in den Zielregionen langfristig unabhängig von Geldhilfen zu machen.

Marie Alomba Kingombe (oben) und Pascal Ndagijimana Rwakana (unten, links) gehören zu den bereits über 200 geförderten Stipendiaten von Studieren ohne Grenzen.



"Rassismus funktioniert nur mit den Ängstlichen"

Seit vielen Jahren setzt sich Mo Asumang mit Rassismus auseinander, so auch in ihrem aktuellen Buch *Mo und die Arier*. Die Autorin und Moderatorin sprach mit *unique* über Ängste, den Umgang mit Nazis und den "verlorenen Blühende-Landschaften-Krieg".

unique: Am Anfang Ihres Buches steht eine Angst, die wohl nur Wenige nachvollziehen können - nämlich eine konkrete Todesdrohung durch eine Nazi-Band...

Asumang: Ja, "die Kugel ist für dich, Mo Asumang"... danach kam erst einmal der totale Zusammenbruch. Das erste, was diese Angst bewirkt hat, war das Verlieren meiner eigenen Person. Ich bin nur noch ängstlich durch die Gegend gefahren, habe zu Hause alles durchsucht, habe selbst im Kofferraum nachgeschaut, ob da jemand drin sitzt.

Sie beschreiben danach auch Ihre allererste Begegnung mit einem Neonazi. Entwickelt man danach so eine Art Routine im Umgang mit Rassismus und Rassisten?

Also, ich brauchte schon noch ein paar mehr Anläufe als mal einen Nazi kennen zu lernen. Aber das hat auf jeden Fall etwas bewirkt; es hat sozusagen etwas aus dem Kopf in die Realität geholt: von der Vorstellung von einem Rassisten, mit den Schreckensbildern, die damit einhergehen, zu einem manchmal sogar recht verängstigten jungen Menschen, der einem gegenübersitzt. Aber zu Beginn kapiert man das erst mal noch gar nicht – Gewalt und Angst verhindern am Anfang regelrecht, dass man an sich selbst und an die eigene Menschlichkeit herankommt.

Sie konfrontieren sich seit über zehn Jahren ganz bewusst mit Rassismus und rechtem Gedankengut. Gibt es in der aktuellen gesellschaftlichen Situation noch etwas, das für Sie neu ist, das Sie überrascht, Ihnen Angst macht?

Es gibt Dinge, die mir, aber vor allem den Geflüchteten Angst machen – zum Beispiel, wenn Asylunterkünfte brennen. Aber das ist schlicht das Produkt von Hetze: Man muss einfach wissen, dass Rassismus im Menschen gar nicht so stark sein kann, dass derjenige allein losgeht, um jemanden umzubringen oder ein Haus anzuzünden – so etwas wird immer gesteuert, so habe ich das jedenfalls mit der Zeit mitbekommen. Denn ich habe auch einzelne Rassisten getroffen und bin schnell relativ gut mit denen ins Gespräch gekommen, selbst bei Nazi-Demonstrationen. Man kann viele Dinge bewegen, wenn man selbst offen ist. Aber das Offensein ist total schwer – Angst und Gewalt werfen sie uns vor die Füße und wir stolpern darüber. Das erleben ja viele Leute bei Demonstrationen gegen

Nazis: Man ist wütend und verliert sich dabei selbst, man fühlt seine Offenheit nicht mehr. Aber auch wenn Wut manchmal wichtig ist als Motor: man darf sich die menschliche Ebene nicht kaputt machen lassen.

Haben Sie durch Ihren langen Umgang mit der rechten Szene auch einen geschärften Blick für Rassismus?

Ja, das denke ich schon. Deswegen habe ich das ja gemacht: weil es für mich wichtig ist, diese Sachen zu durchschauen. Wenn ich weiß, wie Rassismus funktioniert, wie Rassisten versuchen, mich aus dem Gleichgewicht zu bringen, dann kann ich ihnen anders gegenübertreten – ohne mich selbst zu verlieren. Ich möchte so bleiben, wie ich bin.

Nehmen Sie öfter Gemeinsamkeiten wahr zwischen den "harten Neonazis" und den "durchschnittlichen Menschen", denen man überall begegnet?

Natürlich, Menschen mit solchem Gedankengut sind überall: beim Bäcker, bei der Post, in Ämtern oder sonst wo. Da braucht man nur an die AfD-Ergebnisse zu denken. Und das, was die Nazis mir gegenüber aussprechen – zum Beispiel "Geh' doch zurück in den Busch!" – das denken viele dieser "normalen" Menschen scheinbar auch.

Haben Sie denn selbst als Afrodeutsche in den zurückliegenden Monaten Veränderungen bemerkt, wie mit Ihnen umgegangen wird?

Ich spüre es, ja. Ich lebe in Berlin und normalerweise ist das so eine bunte, vielfältige Stadt – da kann man gar kein Rassismus-Gespenst einpflanzen, sage ich immer. Und trotzdem habe ich in letzter Zeit auch dort erlebt, dass ich seltsam angeschaut werde. Zum Beispiel kürzlich auf der Post, als die

Mo Asumang

geboren 1963 als Kind einer Deutschen und eines Ghanaers, wurde 1996 Deutschlands erste afrodeutsche TV-Moderatorin (Liebe Sünde). Seitdem arbeitet sie unter anderem als Moderatorin und Filmemacherin (Roots Germania und Die Arier, beide Grimme-Preis nominiert). Ihr Buch Mo und die Arier ist im Fischer-Verlag erschienen.







Kassiererin ganz beiläufig sagte "Egal ist achtundachtzig" – da habe ich mir erst einmal nichts dabei gedacht. Aber dann sagte sie es noch ein zweites und ein drittes Mal ganz deutlich und schaute mich dabei an – und ich kenne natürlich solche Nazi-Codes: 88, der achte Buchstabe des Alphabets, HH, Heil Hitler. So, wie sie es zu mir gesagt hat, wusste ich, das ist eine Anspielung. Ich dachte, das kann ja jetzt nicht sein. Ich ärgere mich bis heute, dass ich da nichts erwidert habe.

Sie haben im letzten Oktober auch selbst eine Pegida-Demo besucht. Im Buch schreiben Sie dazu den Satz "Sorgen sehen anders aus". Was entgegnen Sie der im Kontext von Pegida häufig geäußerten Forderung, man müsse die Ängste der Bürger ernst nehmen?

Das stimmt – aber dann muss man eben auch etwas dafür tun. Und die Menschen nicht hängen lassen! Die Sache ist ja auch: Viele dieser Bürger wurden erst gezielt wütend gemacht! Zum Beispiel mit der Hetze gegen Muslime, und das, obwohl es gerade in Sachsen kaum Muslime gibt. Rassismus ist eine gemachte Sache. Rassismus funktioniert nur mit den Ängstlichen. Auch Frauke Petry von der AfD hat gesagt: "Wir brauchen die Ängstlichen." Man sucht also ängstliche Menschen

"Man kann viele Dinge bewegen, wenn man selbst offen ist" Mo Asumang, hier bei einem Foto-Shooting im ehemaligen Olympischen Dorf von 1936 in Berlin.

- aber nicht, um aus ihnen glückliche Menschen zu machen. Sondern um sie ängstlich zu halten, ja, um sie noch ängstlicher zu machen. Und das ist menschenverachtend, eine Sauerei! Man kümmert sich eben nicht um die Sorgen der Menschen. Und noch schlimmer: Die meisten davon kapieren gar nicht, was da mit ihnen gemacht wird. Dass sie dort verheizt werden, hat mir mal ein Aussteiger gesagt: "Kanonenfutter eben".

Was denken Sie, wieso das funktioniert?

Weil es oft Menschen sind, die an keiner anderen Stelle aufgefangen werden. Dafür müssen wir sorgen! Indem man auch die Leute am Rande der Gesellschaft auffängt und ihnen hilft. Es gibt ja viele Beispiele, wo rechte Gruppierungen das Fehlen von Angeboten nutzen, um Menschen für sich zu gewinnen, sei es mit Jugendclubs oder mit Sammeltaxis für Senioren.

Gibt es denn aus Ihrer Sicht so etwas wie eine spezifische "German Angst" in Ostdeutschland?

In meinem Buch spreche ich vom "verlorenen Blühende-Landschaften-Krieg". Damals, nach 1990, ging alles ganz schnell, Firmen wurden aufgekauft, Strukturen verschwanden, viele Leute im Osten Deutschlands konnten darauf nicht rechtzeitig reagieren. Jetzt, wo wieder Menschen "von außen" kommen, denken sie: Das darf uns nicht noch einmal passieren. Auch wenn die, die heute kommen, ganz andere sind – nämlich Flüchtlinge und Menschen in Not.

Frau Asumang, wir danken Ihnen für das Gespräch!

Das Interview führte Frank.





memorique

Ireland's Easter Rising, 1916—2016: A Hundred Years of Memorialisation

In April 1916, Irish nationalist rebels in Dublin launched what came to be known as the Irish Easter Rising, which left a distinct mark on Irish history.

by Mark McCarthy

ll changed, changed utterly: A terrible beauty is born' - with ▶his poem 'Easter 1916', William Butler Yeats immortalised the memory of the dead rebels of the Irish Easter Rising of 1916. With Ireland commemorating the Rising's centenary anniversary throughout 2016, the time seems ripe to reflect upon how its memory has lingered in the nation's consciousness. Although the Rising was a military failure, it rattled the British Empire's foundations and was a turning point in Irish history: it was followed by the War of Independence, from 1919-1921 and the signing of the Anglo-Irish Treaty. Ultimately, this led to the creation of the 26-county Irish Free State in 1922, which became a self-governing domin-

ion in the Commonwealth, with the king remaining as head of state.

Although planned as a national event, the 1916 Rising was mainly confined to Dublin city centre - due to the failure of Irish nationalist Sir Roger Casement's mission to import 20,000 arms from Germany and because of the issuing of a countermanding order by Eoin MacNeill, Chief-of-Staff of the Irish Volunteers, a military Irish nationalist organisation. Despite these setbacks, the General Post Office (GPO) and other prominent buildings in Dublin were seized on Easter Monday, 24 April 1916 by rebels belonging to the Irish Volunteers and the Irish Citizen Army. Patrick Pearse, one of the leaders of the Rising, read the Proclamation, which declared the Irish Republic.

After the shelling of the GPO, the rebels retreated to Moore Street and finally had to surrender on Saturday, 29 April. A total of 485 lives were lost in the Rising: 54% of the dead were civilians, 26% were from the British Army, 16% were rebels and 4% were policemen, according to the Glasnevin Trust. After viewing the ruined city centre, an observer described Dublin as 'Ypres on the Liffey' – a comparison to the Belgian town damaged in World War I. In addition to the capital, smaller risings occurred elsewhere.

After the Rising ended, 14 prominent rebels, including all seven signatories of the Proclamation of Independence, were executed by firing squad at Kilmainham Gaol prison between 3—12 May. Afterwards, they were buried in quicklime

at Arbour Hill in Dublin. Other prominent nationalists suffered a similar fate: Thomas Kent was executed in Cork on 9 May and Roger Casement was hung in London on 3 August. The executions in May, which were ordered by General John Maxwell, provoked a backlash against the British government, as did the declaration of Martial Law. 'From one cause or another', reported Maxwell, 'a revulsion of feeling set in - one of sympathy for the rebels ... the executed leaders have become martyrs and the rank and file "patriots".'

In an effort to tackle the security situation, around 3,500 people were arrested – including rank-and-file Volunteers and those suspected of being sympathetic to their cause. More than half of these were interned in prisons in Britain. In the battle for Irish hearts and minds, the heavy-handed reprisals by the authorities were ultimately responsible for garnering much sympathy for the rebels.

The changing politics of commemoration

Following the Civil War of 1922—1923 between the Free State forces and anti-Treaty republicans (for details, see top right), the legacy of 1916 became highly contested, with political quarrels over the partitioning of the island of Ireland making their mark on the commemorative process. The first official commemoration of the Rising by the Free State was held in Dublin in 1924 by a government led by the nationalist party, Cumann na nGaedheal (later Fine Gael). Anti-Treaty republicans were blacklisted from attending this ceremony.

A new Constitution came into effect on 29 December 1937, under which the Free State changed its name to Éire/Ireland. After World War II broke out in 1939, Éire/Ireland adopted a policy of military neutrality. The threat of invasion, however, prompted Taoiseach (or Prime Minister) Éamon de Valera – a veteran 1916 rebel – to stage a parade of 25,000 military personnel past the GPO for the Rising's 25th anniversary in 1941 (see Figure 1). Éire/Ireland left the British Commonwealth and formally became a Republic

on Easter Monday, 18 April 1949. Despite that, its establishment was destined to be overshadowed by the memory of the revolutionary era: During the 1950s and early 1960s, the Rising was commemorated by the unveiling of Celtic crosses and statues of rebels in the provinces, and the completion of a memorial at Arbour Hill. Restoration work was also done at Kilmainham Gaol prison – now a major tourist attraction. In 1965, the British government made a significant diplomatic gesture by repatriating the mortal remains of 1916 rebel Roger Casement from London to Ireland.

To commemorate the Rising's Golden Jubilee, a military parade was held in Dublin on Easter Sunday, 10 April 1966. This was watched by c. 200,000 spectators, including de Valera, who was now President of Ireland and took part in a wreath-laying ceremony at the former Kilmainham Gaol prison. This 50th anniversary was also marked by the opening of the Garden of Remembrance at Parnell Square, and the broadcast of the RTÉ television drama Insurrection. Commemorative memorabilia was also released - including stamps, coins, badges and publications. The relationship between Britain and Ireland was bolstered by the actions of the Imperial War Museum in London, which returned the tattered 'Irish Republic' flag that had flown over the GPO in Dublin during Easter Week. It was subsequently exhibited at the National Museum of Ireland in Dublin.

However, in the late 1960s, the outbreak of the Troubles in Northern Ireland led to a deterioration in Anglo-Irish relations and also had repercussions for the Rising's legacy. In April 1971, the Republic commemorated the 55th anniversary of 1916 with a parade of around 1,800 military personnel past the GPO - it would be the last commemorative parade for the next 35 years. Of particular concern to successive governments was the degree to which paramilitaries in the Provisional Irish Republican Army (PIRA, also commonly known as IRA) had appropriated the 1916 mythology in order to justify their own armed struggle against the British presence in Northern Ireland.

>> continues on page 13

The Irish Civil War (June 1922 - May 1923) was a conflict between the Free State forces and anti-Treaty republicans about the Anglo-Irish-Treaty which had been signed in 1921 to end the Irish War of Independence. The Free State forces supported the Treaty, whereas its opponents interpreted it as a betrayal of the Irish Republic declared during the Easter Rising. Supported by the British Government, the Free State forces emerged as the victors of this Civil War which resulted in 1,000 to 4,000 deaths.







Figures 1, 2 and 3



Studententarif:

zur gemischten Sauna jeden Donnerstag von 18 bis 23 Uhr

zur Frauensauna jeden Montag von 18 bis 22 Uhr



www.jenaer-baeder.de







During the challenging times of the 1970s and 1980s, revisionist historians and journalists often expressed unease about the legacy of 1916, thus making people uncomfortable with glorifying violence. At the same time, the Irish government took a firm line against physical-force republicans and mobilised the state's institutions to fight against subversive forces. By the time of the Rising's 75th anniversary in 1991, the government ran a much scaled-down commemoration.

Rehabilitated and reconciliatory memory

The cessation of paramilitary violence in Northern Ireland in the late 1990s heralded a change in attitudes to memorialisation. Gradually, sentiment towards the Rising improved again. In 2006, the first Army parade since 1971 was held in Dublin, watched by an estimated 100,000-120,000 spectators. Whilst this 90th anniversary passed off successfully, security concerns remained about the activities of dissident republicans in Northern Ireland. The killing of Ronan Kerr, officer of the Police Service of Northern Ireland, in a terrorist attack in April 2011, weighed heavily on the minds of politicians attending the Rising's 95th anniversary commemoration on Easter Sunday a few weeks later. Afterwards, Ireland's Prime Minister Enda Kenny touched upon the theme of reconciliation by way of remembrance, by stating that it was his hope that a forthcoming state visit to Ireland by Britain's Queen Elizabeth II would bring some sort of 'conclusion to centuries of division and dissent and difficulties'.

The Queen's visit in May 2011 was the first by an English monarch in 100 years and proved to be a big success - a giant leap in the 'bridge-building' journey of peace, reconciliation, mutual aid and friendship between Ireland and Britain. One of the highlights was her visit with President Mary McAleese to the Garden of Remembrance (see Figure 2). After laying a wreath, the Queen bowed her head whilst observing a minute's silence for those who had died fighting

for Irish freedom – including the rebels of 1916. In a speech at Dublin Castle, the Queen acknowledged 'the complexity of our history' and emphasised the significance of 'being able to bow to the past but not being bound by it'. Reflecting on the significance of the visit, poet and Nobel Prize laureate Séamus Heaney later wrote that 'the British-Irish bridge was in place as never before'.

To establish a tone that would be 'inclusive and non-triumphalist, ensuring authenticity, proportionality and openness', the Irish government appointed an advisory group of historians for a Decade of Commemorations in 2012. The building of 'bridges' continued in April 2014, when President Michael D. Higgins made the first state visit to the United Kingdom by an Irish Head of State. At a banquet at Windsor Castle, the Queen spoke about the upcoming centenary anniversaries of events such as World War I and the 1916 Rising: 'My family and my government will stand alongside you, Mr President, and your ministers, throughout the anniversaries of the war and of the events that led to the creation of the Irish Free State.' Whilst the prospect of inviting a member of the British royal family to Dublin for the Rising's centenary was considered afterwards, it was not pursued in the end. The Irish government, it appears, feared that such a high-profile presence would be politically sensitive, pose extra security threats and had the potential to overshadow the historical significance of the event being commemorated.

Ireland 2016

As Easter 2016 approached, the state's preparations for the Rising's centenary

intensified. The Ireland 2016 Centenary Programme, which was launched in Dublin's General Post Office in November 2014, aimed at working collectively 'to remember, reconcile, imagine, present and celebrate our Republic in 2016'. By March 2016, a programme of around 3,000 events was in place nationally, supplemented by at least another 1,000 events internationally (in c. 100 cities around the world, including London). The content of the multi-faceted programme was centred around three themes: Remember, Reflect and Reimagine.

In addition to input from the government and local authorities, the programme also featured a significant level of involvement from cultural and educational institutions, Irish language organisations, local communities and the Diaspora. Funding was given to seven flagship capital projects, including the development of a new interpretative centre at the GPO in Dublin, to serve as permanent reminders of the anniversary. On Easter Sunday, 27 March 2016, the centenary was commemorated with a military parade in Dublin (see Figure 3). A total of 3,722 Defence Forces personnel marched along a 4.5km-long parade route, watched by over 250,000 spectators. The overall consensus following the Easter commemorations was that the state had marked the occasion in a dignified, respectful, inclusive and imaginative fashion. As The Irish Times reported, the centenary 'enabled people to gather, tell stories and celebrate in the way that meant most to them'.



Mark McCarthy

is Lecturer and Programme Chair in Heritage Studies at the Department of Heritage and Tourism, Galway-Mayo Institute of Technology (GMIT). His book, Ireland's 1916 Rising: Explorations of History-Making, Commemoration & Heritage in Modern Times (Ashgate, 2012), was shortlisted for the Geographical Society of Ireland's Book of the Year Award.

e-mail: mark.mccarthy@gmit.ie



Die Weltkatastrophe

Vor drei Jahrzehnten explodierte das Atomkraftwerk Tschernobyl; der GAU wiederholte sich 25 Jahre später in Fukushima. Die Auswirkungen der Katastrophen auf das Selbstverständnis der menschlichen Zivilisation liegen noch im Dunkeln. Eine Erkundung.

von Martin

uch zum doppelten Jahrestag der Atomunfälle in Tschernobyl und Fukushima ringt die Menschheit mit den Folgen der Ereignisse. Statt bewältigter Geschichte sind sie zu verstetigten Katastrophen geworden. In der späten Nacht des 26. April 1986 ereignete sich im sowjetischen Atomkraftwerk Tschernobyl in der Ukraine die Katastrophe. Durch einen fahrlässigen Sicherheitstest kam es im Reaktorblock 4 zu einer gewaltigen Explosion. Obwohl es bereits in der Vergangenheit zu schweren Atomunfällen kam - wie z.B. in Kyschtym 1957 oder in Harrisburg 1979 - markiert Tschernobyl eine Zäsur. Ein Ereignis, von dem Experten glaubten, dass es statistisch nur alle 10.000 Jahre eintreten würde, entfaltete das ganze Ausmaß seiner Destruktivität. Diese bis dahin beispiellose Katastrophe markierte als maximaler Störfall - als größter anzunehmender Unfall - das obere Ende der Erwartungsskala: der GAU sprengte nicht nur den Reaktor, sondern auch alle Vorstellungen, die sich Menschen von der Gefährlichkeit und Beherrschbarkeit ihrer Technologie machten.

Die vermeintliche Einzigartigkeit der Katastrophe bestärkte dennoch die Ansicht, dass es sich um einen singulären Unfall handelte, der zwar eingetreten war in Zukunft aber durch bessere Tech-

nologien unmöglich werden sollte. Bis 25 Jahre später am 11. März 2011 in Japan die Erde bebte. Der davon hervorgerufene Tsunami beschädigte das Atomkraftwerk Fukushima Daiichi so schwer, dass die gesamte Reaktorkühlung versagte und es auch hier zur Katastrophe kam: In drei der vier Reaktoren setzte eine Kernschmelze ein, die die Reaktoren zerstörte und Unmengen an radioaktivem Material freisetzte. In Anbetracht des doppelten Jahrestages dieser Katastrophen, drängt sich eine Frage auf, die so banal wie schwierig - noch immer auf eine Antwort wartet: Wieso gab es nach "Tschernobyl" ein "Fukushima" und was sagt das über das zivilisatorische Selbstbild des Menschen aus?

Der größte anzunehmende Unfall – gestern und heute

Um die ganze Bedeutung von Tschernobyl und Fukushima erahnen zu können, lohnt sich eine Gegenüberstellung dieser Katastrophen. Im Falle von Tschernobyl führte ein fatales Experiment mit der Notkühlung der Reaktoren zum Kontrollverlust – der Reaktor explodierte. In einer gewaltigen Eruption blies das Kernfeuer hochradioaktives Brennmaterial in den Nachthimmel. Die nukleare Wolke zog über weite Teile Europas hinweg, ihr

Fall-Out kontaminierte riesige Gebiete. Bis zu 800.000 sogenannte Liquidatoren (meist Soldaten oder zwangsrekrutierte Arbeiter) waren in den folgenden Monaten unter haarsträubenden Bedingungen eingesetzt, um den nuklearen Glutofen zu löschen, das umliegende Areal zu dekontaminieren und den abschirmenden Sarkophag zu bauen. Die Strahlung war hier teilweise so stark, dass angrenzende Wälder binnen Tagen abstarben. Durch die Kontamination wurde alles zur Gefahr: ob Erde, Arbeitsgerät oder zurückgelassene Häuser, alles wurde in großer Eile in sogenannten Mogilniki provisorischen Endlagern - verscharrt. Obwohl es durch diese Anstrengung gelang, die Situation zu entschärfen, bleibt die Reaktorruine auch heute gefährlich. Hinzu kommen die Langzeitfolgen der Strahlung für Körper und Psyche, deren Ausmaße auch 30 Jahre später noch immer unterschätzt werden. Wie viele Opfer die Katastrophe forderte (und fordert), bleibt - besonders im Falle Tschernobyls - ebenfalls Spekulation. Zumal seien bis heute, so der Soziologe Ulrich Beck, noch gar nicht alle Opfer von Tschernobyl geboren. Allein die als Ewigkeit anmutende Halbwertszeit radioaktiver Schadstoffe überfordert das menschliche Zeitempfinden vollständig. In Fukushima bildet dagegen eine Reihe von Vorfällen einen anhaltenden Problemkomplex: Nachdem der Tsunami weite Teile der Reaktorkühlung zerstört hatte, kam es in drei der Reaktorblöcke und einem Abklingbecken in den folgenden Stunden, Tagen und Wochen zur Kernschmelze. Die Tatsache, dass die Betreiberfirma Tepco erst einen Monat später eine Kernschmelze zugab, ist bezeichnend. Die Explosionen verseuchten

Halbwertszeit

Die Halbwertszeit (HWZ) ist die Zeit, die ein (radioaktives) Element benötigt, um zur Hälfte zu zerfallen. Bis es nicht mehr nachweisbar ist, rechnet man schätzungsweise mit einer zehnbis dreizehnfachen HWZ. Bei einem Atomunfall häufig freigesetzte Elemente sind u.a. Jod-131 mit einer HWZ von einer Woche, Cäsium-137 mit einer HWZ von 30 Jahren und Plutonium-239 mit einer HWZ von 25.000 Jahren. Bis die radioaktive Kontamination eine ungefährliche Konzentration erreicht hat, werden voraussichtlich mindestens 300 Jahre vergehen.



auch hier weite Teile des Umlandes. Eine 30 Kilometer große Sperrzone wurde um die Unfallherde eingerichtet und evakuiert, deren über 100.000 Bewohner bisher kaum zurückkehren konnten. Während sich in Tschernobyl das Löschen des nuklearen Kernfeuers zum Hauptproblem entwickelte, wurde in Japan die Kühlung der freigelegten Brennstäbe zur Herausforderung - für die es auch fünf Jahre später noch keine adäquate Lösung gibt. Fukushima war ein GAU in Zeitlupe. Anders als in der Ukraine, wo die Arbeiten nach mehreren Monaten für abgeschlossen erklärt wurden, sind in Fukushima auch fünf Jahre später täglich bis zu 7.000 Arbeiter damit beschäftigt, die Reaktoren notdürftig zu kühlen, das Gelände zu sichern und das umliegende Areal zu dekontaminieren. Dies ist jedoch eine Sisyphusarbeit geworden: Die geschmolzenen Brennstäbe werden immer noch mit Meerwasser gekühlt, das dabei - hochverstrahlt - selbst zur Gefahr wird. Bis heute haben sich über 750.000 Tonnen radioaktiv verseuchten Wassers auf dem Gelände angesammelt und die Gefährlichkeit der Anlage weiter potenziert. Obwohl das Abklingbecken inzwischen gesichert werden konnte, ist die Gefahrenlage in den zerstörten Reaktorblöcken auch heute völlig unklar und unkontrollierbar.

In Fukushima hat sich damit der maximale Störfall verstetigt - eine Katastrophe in Permanenz. Der GAU als neuer Zustand, der immer neue furchtbare Geschichten hervorbringt - was auch für Tschernobyl gilt.

Verdrängen statt Erinnern

Die politischen Reaktionen auf die Unfälle waren in beiden Fällen so irritierend wie fragwürdig. Tschernobyl war 1986 ein Ausnahmeereignis, von dem man hoffte, dass es einzigartig bleiben würde. Und so überrascht

nicht, dass die Ursachen schnell dem maroden Sozialismus, der steinzeitlichen Technik und Behäbigkeit der staatlichen Bürokratie angelastet wurden. Besonders das Schweigen der sowjetischen Führung - trotz Glasnost - bestätigte diese Auffassung und die Gefahr eines erneuten GAUs wurde schnell als Systemfrage ab-

Mit dem Unfall in Fukushima trat 2011 das Undenkbare aber zum zweiten Mal ein. Anders als 1986 war die Katastrophe von Beginn an ein globales Medienereignis, weshalb auch international ein schockiertes Innehalten folgte. Jetzt hatte auch ein Hochtechnologieland wie Japan, jetzt hatte auch der Kapitalismus seinen maximalen Störfall. Doch die politische Reaktion war jener von 1986 nicht unähnlich: Politiker und Ingenieure bemühten sich, Ausmaß und Folgen klein zu reden und diese in ihrer Tragweite zu verschleiern. Ein japanischer Staatssekretär trank in einer Pressekonferenz sogar vermeintlich radioaktiv kontaminiertes Wasser, um die Ungefährlichkeit von Radioaktivität zu beweisen, während Kanzlerin Merkel nach den Reaktorexplosionen erklärte: "An so einem Tag darf man sicher nicht sagen, unsere Kernkraftwerke sind sicher." - und schob schnell ein "Sie sind sicher!".

Dieses Oxymoron vom unsicheren-sicheren Kernkraftwerk wirft ein Schlaglicht auf das verzweifelte Festhalten am Sicherheitsmythos der Atomkraft. Es verwundert daher nicht, dass auch nach Fukushima kein globaler Atomausstieg stattfand - sogar in Japan gehen die ersten Meiler wieder ans Netz. Der Sicherheitsmythos konnte aufrechterhalten werden, nicht nur, weil Fukushima mit seinen vielen Wassertanks als Industrieanlage begriffen wird, sondern auch, weil es keine Bilder von schmelzenden Reaktoren und verzweifelten Liquidatoren gibt. Die jüngsten Schreckensnachrichten aus den französischen und belgischen Uralt-Reaktoren Fessenheim und

>> weiter auf Seite 16



Doel werden daran nichts ändern. Auch nach der zweiten Katastrophe innerhalb von nur 25 Jahren wird die Gefahr der Atomkraft weitgehend verdrängt. Nur das "Restrisiko" bleibt.

Ein Weltbild wurde gesprengt

Um die Verdrängungsleistung nach dem GAU zu verstehen, lohnt sich ein Blick in die Werke zweier Autoren: Ulrich Beck, dem großen soziologischen Diagnostiker der Risikogesellschaft, dessen Werk die Bedeutung von Tschernobyl nicht nur vorwegnahm, sondern auch präzise analysierte, und Swetlana Alexijewitsch, Literaturnobelpreisträgerin und große Tschernobyl-Chronistin, die über 20 Jahre lang die individuellen Schicksale der Betroffenen aufzeichnete und damit ein erschütterndes Bild vom Leben nach dem Unfall zeigte. Für Beck markierte Tschernobyl eine historische und zivilisatorische Zäsur, die durch Fukushima auf so furchtbare wie unausweichliche Weise bestätigt wurde. Die menschliche Zivilisation und ihr technologischer Fortschritt sind sich selbst durch die Produktion immer neuer Risiken zur Gefahr geworden. Sie hat eine instrumentelle Rationalität hervorgebracht, die auf technische Risiken und Gefahren mit immer neuen Technologien reagiert, die ihrerseits noch größere Risiken hervorbringen. Tschernobyl offenbarte dies - es wurde zu einem, so Beck, "anthropologischen Schock", der das Ende aller Distanzierungsmöglichkeiten markierte. Daher schreibt der Soziologe in seinem Vorwort zur Risikogesellschaft, das nur wenige Wochen nach Tschernobyl entstand: "Weiterleben und (An-)Erkennung der Gefahr widersprechen sich." Der GAU offenbart damit die Hilflosigkeit einer hochzivilisierten Welt, die nur durch Verdrängung ihr Selbstverständnis aufrechterhalten kann. Und dies gilt nicht nur für Fukushima, sondern auch für die großen und kleinen zivilisatorischen Katastrophen, mit denen der Mensch zu leben gelernt hat: die größte Ölpest der Geschichte nach dem Sinken der Bohrplattform Deepwater Horizon; der Verseuchung der Nahrungskette durch das karzinogene Pestizid Glyphosat oder den verheerenden, unkontrollierbaren Folgen des Klimawandels. Die Geschichte der Katastrophen sei somit erst angebrochen, wie Alexijewitsch bemerkt.

Mit dem 30. Jahrestag von Tschernobyl und dem 5. Jahrestag von Fukushima wird deutlich, dass sie welthistorische Ereignisse sind und beide damit zu einer einzigen Weltkatastrophe werden. Der Katastrophenzustand wird zur Normalität, das Leben mit dem GAU zum Alltag. Das ist eine Realität, die der Mensch noch nicht begreift, mit der er sich aber trotzdem bereits arrangiert hat.

Nichts verdeutlicht dies mehr als die desinteressierte Institutionalisierung des GAUs durch Tepco und die japanischen Behörden. Daher verwundert es nicht, dass es keine Erinnerungskultur, kein echtes Gedenken gibt. Stattdessen eine Kultur des Verdrängens, die letztlich der Aufrechterhaltung eines obsoleten zivilisatorischen Status-Quo dient, der mit dem GAU selbst explodierte. Tschernobyl und Fukushima haben die technologische Selbstsicherheit endgültig widerlegt. Sie markieren als Ereignisse ein zivilisatorisches Scheitern, für das es weder ein Bewusstsein noch eine Kultur der Aufarbeitung gibt. Und so hat die eigentliche Aufarbeitung ihrer Konseguenzen für die menschliche Zivilisation und ihr Verhältnis zur Natur noch gar nicht begonnen. Bis dahin bleiben die Reaktorruinen von Tschernobyl und Fukushima ein manifestes Spiegelbild unserer zerstörerischen Lebensweise. Sie werden zu Mahnmalen des menschlichen Unvermögens - die Weltkatastrophe ist noch lange nicht Geschichte.

Entdecke die drei Welten von Thalia.







vor Ort

tolino

online

Per Post, per Klick oder persönlich in der Neuen Mitte Jena.

Jenaer Universitätsbuchhandlung Thalia "Neue Mitte Jena" | Leutragraben 1 | 07743 Jena Tel. 03641 4546-0 | thalia.jena-neuemitte@thalia.de











Der Unbequeme

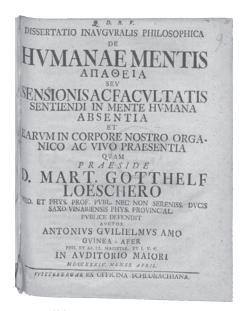
Bei seinen Zeitgenossen umstritten, ist der Philosoph Anton Wilhelm Amo heute weitgehend unbekannt. Dabei zählt die Lebensgeschichte von Europas erstem afrikanischem Akademiker zu den wohl erstaunlichsten des 18. Jahrhunderts.

von Paul Thiemicke

er Mann, der 1747 an Bord eines Schiffes Richtung Ghana geht, ist kein gewöhnlicher Reisender. Seine Schriften und Äußerungen verursachen bei Gelehrten und Philosophen in ganz Europa manch besorgtes Stirnrunzeln – seine weitere Anwesenheit auf dem angeblich fortschrittlichsten aller Kontinente ist unerwünscht. Denn allein schon seine bloße Existenz droht das von Überlegenheitsgefühl und Rassismus dominierte Weltbild der Europäer aus den Angeln zu heben.

Geboren um das Jahr 1703 im ghanaischen Dorf Nkubeam wird der junge Amo von Niederländern versklavt und an den Adeligen Anton Ulrich von Braunschweig und Lüneburg-Wolfenbüttel verschenkt. Unter seinem neuen, eingedeutschten Taufnamen dient "Anton Wilhelm" dem welfischen Herzog und seinem Sohn August Wilhelm als "Kammermohr", damals eine übliche Dienstbotenposition an den meisten Fürstenhöfen. Dank der modernen Einstellung des Fürsten erhält er Zugang zu humanistischer Bildung und erlernt insgesamt sechs Sprachen, darunter Altgriechisch, Althebräisch und Latein. Weiterhin von Fürst August Wilhelm gefördert, absolviert Amo schließlich ab 1727 in Halle ein Jura- und Philosophiestudium, später wechselt er nach Wittenberg, wo er 1734 sogar mit einer Arbeit über das Leib-Seele-Problem promoviert wird. 1739 hielt er laut einer Vorlesungsankündigung auch Lehrveranstaltungen an der Universität Iena.

In seiner weiteren akademischen Laufbahn lehrt Anton Wilhelm Amo nicht nur als Privatdozent in Halle und Wittenberg, sondern verfasst auch weitere Schriften. Bereits 1729 untersucht er in einer Dis-



Titelblatt von Amos Dissertation: De humanae mentis apatheia

putation die "Rechtsstellung der Mohren in Europa", ein heikles Thema in der Zeit von atlantischem Dreieckshandel und millionenfacher Versklavung durch die Europäer. Für diese sind Afrikaner weniger Menschen als vielmehr Tiere, Gegenstände, die man beliebig ausnutzen, auspeitschen oder töten kann, eine bloße Ware mit Wert und "Verfallsdatum". Grundlage für diese Weltsicht ist nicht nur die vermeintliche Überlegenheit von Christen über barbarische Heiden, sondern auch ein fundamentaler Rassismus: Afrikanern wird die Fähigkeit zu höheren Geistesleistungen oder gar akademischer Bildung nicht zugetraut, selbst der namhafte Philosoph David Hume formuliert: "Ich möchte fast argwöhnen, die Neger seien von Natur aus den Weißen unterlegen. Ein solcher beständiger Unterschied könnte nicht wohl statthaben. wenn nicht die Natur selbst einen ursprünglichen Unterschied zwischen diesen Menschenstämmen gemacht hätte." Die Existenz von gebildeten "Kammermohren" wie Amo mit seiner akademischen Laufbahn erschüttert dieses Weltbild in seinen Grundfesten, zeigen sie doch, dass es keinen fundamentalen Unterschied zwischen Europäern und Afrikanern gibt. Trotz dieser Tatsache (oder gerade deswegen) ist Amo immer wieder rassistischen Anfeindungen ausgesetzt, insbesondere nach dem Tod seines Förderers Fürst August Wilhelm. 1747 muss er schließlich, isoliert und verspottet, Deutschland verlassen - ein bitterer Abschied nach über vierzig Jahren. 1784 stirbt Anton Wilhelm Amo in Fort Shama in Ghana, wo er auch begra-

In Halle, einem seiner langjährigen Wirkungsorte, steht heute am Universitätsring ein Denkmal für ihn. Es stellt einen afrikanischen Mann und eine Frau dar. denn Amos wirkliches Aussehen ist bis heute unbekannt. Zu guter Letzt hat sich auch die Martin-Luther-Universität ihres verschmähten Absolventen und Dozenten angenommen und verleiht seit 1994 den Anton-Wilhelm-Amo-Preis für besondere wissenschaftliche Arbeiten. Vielleicht der Versuch einer Versöhnung mit einem Mann, der Deutschen und Europäern so deutlich wie kaum ein anderer Zeitgenosse ihre Engstirnigkeit vor Augen führte.

Paul Thiemicke ist Redakteur der hallischen Studierendenschaftszeitschrift hastuzeit der Martin-Luther-Universität. Dieser Artikel erschien zuerst in hastuzeit Nr. 63.



Ein paar Klänge Glück

Im Juni findet im Großraum Genf zum sechsten Mal das Kunstprojekt "Play Me, I'm Yours" statt: Klaviere werden im öffentlichen Raum zur freien Nutzung aufgestellt.

von AnneG

uf der Seepromenade am Englischen Garten zieht ein weißes ■Klavier die Blicke der vorübergehenden Passanten auf sich. Teils im Zebramuster bemalt, teils mit gelben, roten und grünen Kunstblumen geschmückt. steht es in einem bizarren Kontrast zum dunklen Blau des Genfer Sees und dem Azurblau des wolkenlosen Junihimmels. Eine Frau spielt zusammen mit einem Gitarristen und einem Akkordeonspieler einen Tango. Ein Paar tanzt zur Musik. Einige Passanten stehen um das Ensemble und wippen mit den Füßen, andere Zuschauer lauschen den Klängen. Spaziergänger bleiben kurz stehen, schießen ein Foto und schlendern dann weiter.

Was aussieht wie eine besonders aufwendige aber kreative Form einer Straßenmusikszene ist Teil des weltweiten Kunstprojektes "Play Me, I'm Yours", das der britische Künstler Luke Jerram 2008 ins Leben rief. Für drei Wochen wurden damals 15 Klaviere an öffentlichen Orten in Birmingham aufgestellt und Anwohner und Besucher zum Musizieren. Tanzen, Singen und Zuhören animiert. "Die Idee für 'Play Me, I'm Yours' entstand bei den Besuchen meines Waschsalons. Jedes Wochenende sah ich dort die selben Leute, die nie mit einander redeten. Da ist mir auf einmal bewusst geworden, dass es Hunderte von diesen unsichtbaren Gemeinschaften in einer Stadt geben muss", erklärt Jerram. Ein Klavier sollte als Katalysator dienen, um diese Gemeinschaften zu beleben. Straßenklaviere, würden die Interaktion der Bewohner mit ihrer Stadt neu ordnen, so der Künstler: "Sie wurden mit dem Ziel entworfen, die Leute zu animieren, sich aktiv in ihre Stadt einzubringen." Mittlerweile finden jedes Jahr in mehreren Städten auf der ganzen Welt "Play Me, I'm Yours"-Projekte statt: Von Sydney über Hong Kong bis Santiago de Chile haben bis heute 52 Städte und mehr als 1.500 Pianos an diesem Kunstprojekt teilgenommen und damit über zehn Millionen Menschen weltweit erreicht.

Überwältigende Resonanz

Nicht weit von der Seepromenade am Englischen Garten entfernt erhebt sich im Genfer Stadtzentrum ein weiteres Piano majestätisch auf dem Podest vor dem Grand Théâtre. Bemalt mit kräftigen Farben, die sich zu Meerestieren formieren, leuchtet es vor dem altehrwürdigen Steingebäude der Oper. Eine Gruppe junger Menschen hat sich um das Instrument versammelt, singt und musiziert. Genf ist die Stadt mit der längsten Erfahrung bei der Umsetzung des Projekts: Seit 2011 bringt die Genfer Organisation Happy City Lab, die künstlerische und partizipative Projekte im urbanen Raum organisiert, die Klaviere jährlich für zwei Wochen unter die Bewohner und Besucher der Stadt. Dan Acher, Kunstaktivist und Gründer der Organisation, war einige Jahre vorher auf Luke Jerrams Kunstprojekt gestoßen. Begeistert davon wollte er dieses auch in Genf verwirklichen. Was als einmalige Aktion geplant war, feiert in diesem Jahr seinen sechsten Geburtstag. "Der Erfolg war so riesig, dass wir es ein zweites Jahr veranstalteten, dann ein drittes Jahr - und nun haben wir im Juni die sechste Auflage!", erklärt Catherine Armand von Happy City Lab. Die Resonanz ist jedes Jahr überwältigend: "Die menschliche Wärme, die ihr mitbringt, ist ein Glück ohnegleichen. Vielen Dank an die Grup-



pe, die diese Stadt zum Leben bringt", lobte eine Genferin vorletztes Jahr die Umsetzung. Positive Rückmeldungen kommen aber nicht nur von Seiten der Teilnehmer, sondern auch von der Stadt. In Nähe der Kathedrale St. Peter, am Rand des belebten Place du Bourg-de -Four, steht ebenfalls ein dekoriertes Klavier auf einem Fußweg. Auf dem leicht verzierten, wallnussfarbenem Holz steht in weißer Schrift der Satz "Jouez, je suis à vous" - die französische Variante von "Play Me, I'm Yours". Dies ist nicht nur der Name des Projekts, sondern gleichzeitig auch eine Einladung an die Passanten, sich hinzusetzen und zu spielen. "Der Satz hilft der Öffentlichkeit, ihre anfänglichen Hemmungen gegenüber dem Piano zu überwinden. Er sagt "Ja. du kannst das Klavier berühren und darauf spielen'", erklärt Jerram. Happy City Lab lässt zusätzlich jedes Jahr die vier Pianos, die rund um die Uhr gespielt werden können, durch lokale Künstler individuell gestalten. Da jedes Jahr rund 35 Klaviere nach Ende des Projekts aufbewahrt werden, kommen immer mehr verzierte Pianos hinzu. Ob mit oder ohne Dekoration, die Instrumente erfreuen sich großer Beliebtheit: "Die Klaviere sollten den ganzen Sommer bleiben. Sie bringen eine wirkliche Bereicherung für die Sommer- und Urlaubsatmosphäre in Genf", so eine Anwohnerin. Die Begeisterung ging bereits so weit, dass Personen die Schlösser von Klavieren aufbrachen, um an einigen auch nachts spielen zu können. Abgesehen davon wird den Musikinstrumenten jedoch großer Respekt entgegen gebracht, sodass es bis jetzt weder Fälle von Diebstahl noch mutwilligen Beschädigungen gab - und das nicht nur in Genf und Umland, sondern weltweit. "Wir glauben, dass die Einfachheit und die Großzügigkeit des Projekts ganz selbstverständlich Respekt hervorbringt", meint Armand und ergänzt: "Die Leute lieben dieses Projekt, das die Atmosphäre ihrer Stadt verändert, Menschen zusammenbringt und so viele magische Momente in den Straßen erzeugt." Momente, in denen - meist fremde - Menschen zusammen musizieren und tanzen. In denen Straßen und Plätze nicht nur belebt werden, sondern aufgrund der Musik eine neue Gestalt annehmen. In denen man plötzlich von einer bekannten oder auch unbekannten Melodie überrascht wird, die für einen kurzen Moment den Raum erfüllt. "Vielen Dank für diese fröhlichen Sekunden voll Glück", schrieb ein Besucher.

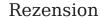
Hochkultur in den öffentlichen Raum

Im Sommer 2016 werden sich mit Genf insgesamt 21 Städte und 54 Klaviere an dem Projekt beteiligen. Hier findet "Play Me, I'm Yours" sogar länderübergreifend statt: Vor zwei Jahren hat Happy City Lab das Projekt auf die Region Grand Genève ausgeweitet und umfasst damit nicht nur die schweizerischen, sondern auch die französischen Nachbarstädte und -gemeinden. Im Vergleich zum letzten Jahr mit 24 teilnehmenden Städten und 60 Instrumenten kommt es zwar zu einem leichten Rückgang. Das liegt aber vor allem an den verfügbaren Finanzmitteln. Denn Happy City Lab ist letztendlich nur der Organisator bzw. Koordinator, finanziert wird das Projekt, das ein Budget von ungefähr 195.000 Schweizer Franken benötigt, zur Hälfte von den beteiligten Städten und Gemeinden sowie andererseits durch andere öffentliche Mittel und Spenden. Doch Catherine Armand von Happy City Lab blickt zuversichtlich in die Zukunft: "Wir hoffen natürlich auch 2017 eine siebte Auflage des Projekts zu veranstalten und noch viele weitere. Das hängt aber auch von den Städten ab, sich weiter am Projekt zu beteiligen und es zu finanzieren. Sein aktueller Erfolg stimmt uns aber optimistisch, dass das der Fall sein wird!" Eine Fortführung des Projektes wird dabei auch von den Fans erhofft: "Es war super! Wir erwarten mit Ungeduld die nächste Auflage", so eine begeisterte Teilnehmerin. Den Erfolg sieht Armand nicht nur in dem positiven Feedback, das die Organisation jedes Jahr erreicht, sondern auch in den gesellschaftlichen Aspekten des Projekts: ",Play Me, I'm Yours' hat Behörden wie Bürger überzeugt, dass diese Art von Projekt, das Kunst und soziale Aktivitäten in öffentlichen Räumen verknüpft, wichtig ist - und sogar essenziell, um den

Leuten zu helfen, Respekt und Vertrauen für einander zu gewinnen." Der Aufbau von Beziehungen zu fremden Menschen und die Überwindung sozialer Barrieren sind es auch, die Luke Jerram als Ergebnisse anführt. Das Projekt steht damit in der jüngeren Tradition, Hochkultur aus den heiligen Hallen der Museen, Galerien und Theater in den öffentlichen, städtischen Raum zu bringen. Wenngleich eine generelle Messung von Langzeiteffekten dabei vermutlich kaum möglich ist, konstatiert Jerram rückblickend: "In der Vergangenheit sind neue Beziehungen



entstanden. Personen, die sich an einem Klavier getroffen haben, haben geheiratet oder erfolgreiche Karrieren vor dem Hintergrund des Kunstprojektes aufgebaut. Es hat das Leben vieler Menschen verändert." Auch wenn die Klaviermusik für den größten Teil der Teilnehmer oder Besucher wahrscheinlich nur für einen kurzen Moment – den Moment ihres Erklingens – ihre Wirkung entfaltet, hat sich doch die Wahrnehmung vieler Orte verändert. Orte wie etwa die Seepromenade am Genfer See, wo normalerweise keine Klaviere stehen.





Wenn einer eine Reise tut

...dann hat er was zu zeichnen: Die Graphic Journey bildet eine Art Subgenre der Graphic Novel – trägt das Konzept des grafischen Reisetagebuchs? Eine Doppelbesprechung.





Rina Jost: Der Hase auf dem Rücken eines Elefanten Edition Moderne 2016 128 Seiten 25.00 €

Sebastian Lörscher: A bisserl weiter geht's immer! Mit dem Skizzenbuch durch das wilde Österreich Edition Büchergilde 2015 144 Seiten 24,95 € von David & Frank

rüher hießen sie noch Hausmeister, Bügeleisen, Comics – oder Reiseskizzenbuch. Heute müssen es schon Facility Manager, Dampfbügelstationen, Graphic Novels – oder eben Graphic Theatres bzw. gar Graphic Journeys sein.

Der Zeichner und Autor Sebastian Lörscher ist sicherlich nicht daran schuld. dass alter Wein in neuen Schläuchen mit zunehmend absonderlichen Bezeichnungen serviert wird. Denn sein Buch A bisserl weiter geht's immer! ist auf erfrischende Art und Weise altmodisch. Mit einem Skizzenblock und einigen Stiften ausgerüstet, reiste der Autor und Zeichner einige Monate durch Österreich und hielt fest, was ihm dort begegnete: kleine Mitternachtsgespräche an einer Wiener Würstchenbude, typischer Wiener Schmäh aus den stadttypischen Cafés, Philosophisches aus den steierischen Alpen. Im Mittelpunkt stehen die Menschen, ihre Alltagsprobleme, ihre individuellen Marotten, ihre Tragödien, die Lörscher als nicht immer einfach zu lesenden Text mit für die jeweilige Region typischen Dialekten und als mehr oder minder vollendete Blei- und Farbstiftzeichnungen wiedergibt. Zwischendurch gibt es in kleinen Fußnoten auch Erklärungen zu österreichischen Sprach- und Kulturbesonderheiten. Wie die Bilder und die Dialoge selbst ist auch der Verlauf dieses Reiseskizzenbuchs eher impressionistisch: kein roter Faden, sondern eher kleine Häppchen, die man nacheinander am Stück oder ebenso gut auch über mehrere Tage verteilt gut genießen kann. Denn - übrigens auch in haptischer Hinsicht - ein Genuss ist dieses Buch, das das wunderbare und wunderbar altmodische Genre des Reiseskizzenbuchs wiederbelebt, auf jeden Fall.

Rina Jost hingegen nennt ihren Band nicht explizit Graphic Journey, doch der Untertitel ("Meine Reise von Moskau nach Shanghai") macht klar, dass den Leser auch hier ein gezeichneter Reisebericht erwartet. Die junge Schweizerin hat alle Warnungen von Familie und Freunden - als Frau könne sie doch nicht alleine solch eine Reise auf sich nehmen - in den Wind geschlagen und war fast zweieinhalb Monate lang von Moskau über Jekaterinburg, Krasnojarsk, Ulaanbaatar und Peking bis nach Schanghai unterwegs, das Skizzenbuch immer griffbereit. Das Ergebnis erzählt in einem etwas verspielten Comic-Stil von russischer Lebensart und mongolischer Gastfreundschaft, von Neugier und Offenheit der rothaarigen Fremden gegenüber. Wir lernen Josts Reisebekanntschaften kennen - und die Widrigkeiten, die etwa lokale Spezialitäten für den mitteleuropäischen Magen mit sich bringen. Streckenweise erinnert ihr Reisebericht an eine typische ARD-Reportage, ist allerdings ein wenig frecher im Ton und bisweilen auch in der Herangehensweise an die fremde Umgebung. Ein Grund für diesen Eindruck ist sicher der minimalistische, teils eher an Kinderbuch-Zeichnungen erinnernde Stil, der vielen der Bilder eine ironische Brechung gibt. Die Tatsache, dass die Beschriftung bzw. Verortung der Bilder meist in der Landessprache erfolgt, bringt für Leser, die kyrillische Buchstaben nicht entziffern können, mit vielen der Seiten wohl wenig Spaß. Durch die buchstäbliche Bildlichkeit "liest" sich Der Hase auf dem Rücken eines Elefanten aber dennoch unterhaltsamer als der hundertste Aufguss von Jakobswegund Weltumrundungsprosa.

Kleiner Beitrag Große Leistungen

Mehr als 20 € pro Semester sparen

Ihr Ansprechpartner in Jena:
Sebastian Weber, Tel. 0172 1887867
Sebastian.Weber@plus.aok.de

Gesundheit in besten Händen



20 EURO



"Ein Schlag ins Gesicht der türkischen Popkultur"

Bewegende Dramen und Arthouse-Kino verbindet man am ehesten mit der türkischen Kinematografie – aber nicht den Genre-Film. Regisseur Can Evrenol beweist, dass auch in hartem Horror Gesellschaftskritik nicht ausgespart bleiben muss.

Baskin beginnt als mysteriöse Gruselgeschichte um Geister und wandelt sich, nachdem fünf Polizisten zu einem Einsatz in ein mysteriöses Haus gerufen werden, zum buchstäblichen Höllentrip, der auch vor satten Splatter-Einlagen nicht zurückschreckt. Der Horrorthriller erscheint im Verleih von capelight pictures am 29. April auf DVD und Blu-ray.



unique: Als westeuropäischer Kinogänger kennt man nur wenige türkische Horrorfilme. Ist das Genre in der Türkei populär?

Can Evrenol: Es gibt im türkischen Kino eine große Kluft zwischen teurem, aber flachem Popcornkino auf der einen und anspruchsvollem Arthouse-Kino auf der anderen Seite, das zwar auf Filmfestivals weltweit läuft, aber mit dem sich türkische Zuschauer nicht identifizieren. Dazwischen gibt es eigentlich nichts. Türkische Horrorfilme gibt es zwar auch, der Markt dafür ist groß – aber diese sind in meinen Augen meist leidenschaftslos und billig heruntergekurbelt. 99 Prozent von ihnen haben mehr mit religiösen Themen zu tun als mit etwas anderem – dazu keine Ideen, sondern einfach nur Schockeffekte oder "Buh!"-Szenen. Deswegen schauen Festivals genauso wie Kinozuschauer verächtlich auf türkische Horrorfilme herab. Aber Baskin ist anders: handwerklich anspruchsvolles Genre-Kino mit Herz dahinter.

Baskin basiert auf einem gleichnamigen Kurzfilm von dir. Wie kam es zu deinem Langfilm-Debüt?

2013 lief mein Kurzfilm *Baskin* auf dem Filmfestival in Sitges. Dort hat ihn *Hostel*-Regisseur Eli Roth gesehen und mich danach gefragt, ob ich ein Skript für einen Langfilm habe. Wir hatten tatsächlich gar kein Drehbuch, so dass einer meiner Autoren einen ersten Entwurf geschrieben hat. Trotz dem Interesse anderer Filmemacher konnten wir jedoch niemanden finden, der den Film finanzieren wollte. Dann war irgendwann eine Produktionsfirma an Bord und verkaufte bereits international die Filmrechte. Ich finanzierte *Baskin* mit einem Budget von 350 000 US-Dollar schließlich selbst und mit der Unterstützung meiner Familie.

In *Baskin* geht es auch um wiederkehrende, realistische Alpträume. Hast du hiermit eigene Erfahrungen?

Mich faszinieren Träume sehr. Mein Vater war zwar ein rationaler und weltoffener Mann, aber wenn es um Träume ging, war er sehr abergläubisch. Die beiden Hauptfiguren sprechen ja in der Restaurant-Szene über einen Traum, in dem sie von einem toten Freund heimgesucht werden. Das war ursprünglich einer, den mein Vater als Kind hatte. Als er mir von diesem Traum erzählt hat, und dass er eine Bedeutung habe, war ich zwar beeindruckt, habe ihn aber dafür zugleich auch belächelt. Als ich mein erstes Drehbuch schrieb, habe ich mich an diese Alptraumgeschichte erinnert.

In *Baskin* gibt es viele Symbole für Kreise und Kreisläufe - Höllenkreise oder der Kreislauf zwischen Leben, Tod und Wiedergeburt - personifiziert in der mythischen Gestalt von umherspringenden Fröschen. Woher hast du hier deine Inspiration bezogen?

Einige Dinge haben wir aus der "schwarzen Magie" übernommen, andere kommen aus der mythologischen Welt von H. P. Lovecraft und wieder andere sind anderen Filmen entlehnt. Die Frösche sind eine Art Kombination aus allem, während wir die Polizisten so "türkisch" und den Satanskult so "untürkisch" wie möglich darstellen wollten.

Viele Dialoge der Polizisten im Film kreisen um eigene sexuelle Erfahrungen und Rollenbilder. Schwingt da auch etwas Kritik an der türkischen Gesellschaft mit?

Ja. Die türkische Gesellschaft ist sehr männerdominiert und sexistisch, das stimmt. Die Polizisten haben dieselbe männliche und beleidigende Perspektive auf Gender-Themen. Ich habe mich mit den Dialogen über diese Vorstellung vom "starken Mann" lustig gemacht, weil diese Mentalität tief in der türkischen Kultur verankert ist. Takeshi Kitano prangert ja zum Beispiel die japanische Kultur mit dem brutalen Verhalten gegenüber Frauen und Jüngeren in seinen Filmen auch an.

Du meintest ja, du hast dich an anderen Filmen orientiert. Welche Filmemacher haben dich am meisten beeinflusst?

Als wir zum Kern der Geschichte vorstießen, waren das in der Art ihrer Inszenierung wohl David Lynch, Paul Verhoeven und Dario Argento. Sie haben mich sowohl in der Montage der Bilder, in der Ausleuchtung als auch in der Musik des Films am meisten inspiriert.

Was ist deine Philosophie als Filmemacher?

Kennst du die Szene in dem Johnny-Cash-Film, in dem er ins Studio geht und ihm gesagt wird, dass er einen Song spielen soll, der seine Art zu leben zum Ausdruck bringen soll? Und dann beginnt Johnny Cash "Another song to sing" zu spielen. So gehe ich auch ans Filmemachen heran.

Warum sollte man sich *Baskin* deiner Meinung nach unbedingt anschauen?

Da zitiere ich am besten mal die internationale Tagline des Films: "Five cops go to hell". Am besten ist es, den Film zu schauen, ohne viel über ihn zu wissen. Nur so viel: Ich habe *Baskin* gedreht als ein Schlag ins Gesicht der türkischen Popkultur und des guten Geschmacks.

Wir danken dir für das Gespräch!

Das Interview führte Lutz.

Can Evrenol

geboren 1982, wuchs in Istanbul auf. 2007 begann er, Kurzfilme zu drehen. Sein bislang letzter Kurzfilm, Baskin (2013), diente als Vorlage für sein gleichnamiges Langfilmdebüt.



Von Serienkillern und SS-Konditoren

Wer hat Angst vor dem bösen deutschen Mann – und wovor fürchtet er sich selbst? 10 Impressionen aus 80 Jahren Filmgeschichte.

von David

M (Fritz Lang, Deutschland 1931)

Ein Kindermörder versetzt Berlin in Angst und Schrecken. Die Polizei sucht nach ihm, während die organisierten Kriminellen ihre eigene Hetzjagd auf ihn veranstalten. Ein beachtlicher Teil der Bürger sieht eine Chance gekommen, um Nachbarn oder Rivalen zu denunzieren. In atemloser Furcht vor seinen eigenen Taten und schließlich vor dem brutalen Lynchmob irrt der Mörder durch Berlin. M revolutionierte nicht nur die Filmästhetik in seiner dramaturgischen Nutzung des Tons, seiner verschachtelten Erzählweise und seinen kühnen Kamerafahrten, sondern ist auch der Prototyp und das unerreichte Vorbild des (deutschen) Paranoia- und Angst-Thrillers.

Der rote Rausch (Wolfgang Schleif, BRD 1962)

"Bei UNS brauchen Sie keine Angst mehr zu haben!" So wird ein verwirrter junger Mann in einem kleinen Dorf an der Grenze zur ČSSR begrüßt. Doch Josef Stief ist kein Flüchtling aus dem Ostblock, sondern ein aus der Irrenanstalt geflohener Serienmörder, der an schwerer Amnesie leidet und in permanenter Angst lebt – Angst vor sich selbst, vor seiner unbekannten Identität, vor seinen Mitmenschen. Besonders letztere erweist sich als gerechtfertigt, als sich die Dorfbewohner zusammenrotten, um Josef für die "gerechte Sache" zu ermorden. Nicht einmal 20 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs ein zutiefst pessimistischer Film über ein Land, in dem mehr Massenmörder frei herumlaufen, als es den Anschein hat.

One, Two, Three (Billy Wilder, USA 1961)

C. R. MacNamara, Abteilungschef von Coca Cola Berlin, soll auf die Tochter des großen Chefs aufpassen, die in der "heißen" Stadt ihren Urlaub macht. Sie verschwindet eines Abends - und ist, als sie wieder auftaucht, nicht nur mit einem ostdeutschen Kommunisten verheiratet, sondern auch noch schwanger. So muss MacNamara den neuen Schwiegersohn seines Chefs schnellstens in ein Muster-Mitarbeiter von Coca Cola verwandeln. Eine schwierige Aufgabe in einem Berlin, das zum Teil gefüllt ist mit Ex-Nazis, die bei Erscheinen einer Autoritätsperson sofort stramm stehen oder gar die Hacken zusammenschlagen (bei der SS allerdings nur in der Konditorei-Abteilung tätig waren), zum anderen Teil von zornig-humorlosen Kommunisten bevölkert wird, die sich wie Beatniks benehmen und US-amerikanische Mädchen verführen. Und dazwischen die Mauer! Nazi-(Nicht)Vergangenheitsbewältigung und Kalte-Krieg-Paranoia wurden selten so lustig vereint - in einer wunderbar grotesken Komödie, die mit gefühlt 180 Stundenkilometern voranschreitet.

Lifeboat (Alfred Hitchcock, USA 1944)

Irgendwo auf dem Atlantik, während des Zweiten Weltkriegs: ein deutsches U-Boot schießt ein US-amerikanisches Kreuzfahrtschiff ab. Die Überlebenden haben sich auf einem Rettungsboot versammelt und erhalten kurze Zeit später einen neuen Passagier: einen Deutschen aus dem später versenkten





Die Börse für Aus- & Fortbildung, Beruf & Karriere

jobfinder-messe.de



Wervice Chranzierung &



U-Boot. Willi wird zwar zum Kriegsgefangenen deklariert, sorgt aber trotzdem für Angst und Paranoia unter den US-amerikanischen Bootspassagieren – offenbar nicht unbegründet, als er zunehmend die Macht über das Boot gewinnt. *Lifeboat* erzürnte Hollywood: statt eines Anti-Nazi-Propagandafilms entstand ein subtiler Thriller mit einem typisch Hitchcock'ianischen, charmant-verführerischen Bösewicht und einigen guten Amerikanern, die nicht auf Hitlers Befehl morden, sondern nach demokratischer Abstimmung oder aus "gesundem Volksempfinden" heraus.

The Flight Of The Phoenix (Robert Aldrich, USA 1965)

Ein Flugzeug stürzt in der Sahara ab. Die Überlebenden (zwei Flieger, zwei britische Soldaten, ein Arzt, drei Erdöl-Arbeiter, ein Buchhalter und ein deutscher Ingenieur) warten auf einen Suchtrupp, der nie kommen wird – bis der Deutsche den wahnwitzigen Vorschlag macht, aus den Wrackteilen des Flugzeugs ein neues zusammenzubauen und davonzufliegen! Dem steht zunächst der pure Abscheu der anderen Überlebenden vor dem "Fritz" im Wege: ein Konflikt, bei dem sich der Deutsche auch als Kopfmensch und moderner Technokrat gegen die hemdsärmligen Arbeiter durchsetzt. Robert Aldrichs Idee, den arroganten britischen Ingenieur aus der Romanvorlage in einen Deutschen zu verwandeln, verleiht dem Film genau die richtige Dosis an zusätzlicher Dramatik.

Suspiria (Dario Argento, Italien 1977)

Die psychedelische Terror-Variation von Disneys Schneewitchen, angesiedelt in einem surreal verzerrten Freiburg. An einer Tanzschule ereignen sich vor den Augen einer US-amerikanischen Ballettschülerin brutale Morde und übernatürliche Phänomene. Italienische Horrorfilme und Thriller handelten fast immer von der Angst fremder Besucher in fremden Umgebungen und Suspiria ist ihr deutschester Vertreter: Der bedrohlich dunkle Wald, ein deutscher Schäferhund für Blinde, der seinen Herrn nach dem Besuch einer bayerischen Wirtsstube angreift, mysteriöse Hexenmythologie und Udo Kier sorgen in den knallig-bunten Bildtableaus für Angst und Schrecken.

Possession (Andrzej Żuławski, Frankreich / BRD 1981)

Erneut Fremde in einem unheimlichen Deutschland, diesmal an der Berliner Mauer. In deren Sichtweite zerbricht die Ehe des US-amerikanischen Geheimdienstagenten Mark und der französischen Ballettlehrerin Anna. In der unheilvollen Atmosphäre des geteilten Berlins entspinnt sich ein Reigen aus häuslicher Gewalt, Paranoia, Wahnsinn, körperlichen Deformationen und Mord. Mark wird von Annas ehemaligem Liebhaber verfolgt, die von ihm beauftragten Detektive verschwinden spurlos, Anna gebiert ein Tentakelmonster, das sich in Marks sexuell aktiveren Doppelgänger verwandelt und der Dritte Weltkrieg bricht aus... Possession ist ein Film ungefilterter emotionaler Intensität und der "deutscheste" Film des wildesten aller polnischen Regisseure.

Muxmäuschenstill (Marcus Mittermeier, Deutschland 2004)

Mux möchte seinen Mitmenschen die Angst vor dem grassierenden Verbrechen nehmen. Die ganzen Kaufhausdiebe, Raser, Schwimmbadpinkler, Exhibitionisten und Graffitisprayer verfolgt Mux mit seiner scharf geladenen Mauser und seinem Kameramann Gerd und scheut dabei keine Mittel. *Muxmäuschenstill* wirkte 2004 wie eine überzogene und teils etwas zu selbstzufriedene Satire. Heute, fünf Jahre nach dem Bekanntwerden des NSU, wirkt ein Film über einen Vigilanten, der mit Erpressung, Diebstahl, Freiheitsberaubung, sexueller Nötigung, Folter und Mord sein täglich Brot verdient und dafür sogar gefeiert wird, wie ein Horrorfilm, der keine Distanz mehr zulässt.

Wut (Züli Aladağ, Deutschland 2006)

Die deutsche Angst vor dem Türken, der Deutsche verprügelt, ihnen Schuhe klaut, deren Liebhaberinnen ausspannen will, deren Mütter begrapscht und Heinrich von Kleist beschmutzt – gefilmt als latent erotische Fieberfantasie und durch den Fleischwolf einer radikalsubversiven Satire gedreht. Die expressive, überzogene Inszenierung, eher mit dem Rache-Exploitationfilm als mit dem gediegenen Sozialdrama verwandt, macht aus *Wut* eine groteske Abrechnung mit deutschen Angstfantasien, und nicht die "realistische" Abbildung unerwünschter "Problem-Ausländer", die viele zu sehen glaubten und applaudierten – letzteres passierte wohlgemerkt in einem Land, in dem zeitgleich rechtsradikale Terroristen ungestört mordeten.

Zootopia (Byron Howard, Rich Moore, USA 2016)

In der titelgebenden Tierstadt begibt sich eine junge Häsin mit Dienstmarke und ein smarter Fuchs mit kleinkriminellem Hintergrund auf die Suche nach einem vermissten Otter. Die (scheinbare) Lösung des Falls verursacht in Zootopia eine Massenhysterie, bei der die Bevölkerungsmehrheit eine Minderheit unter Kollektivverdacht stellt und diskriminiert – was von gewissen Kreisen für politische Intrigen genutzt wird... Als Zoomania startete der Film in Deutschland zufälligerweise eine Woche vor den Landtagswahlen, bei der über 1,3 Millionen Menschen die Partei wählten, die kollektive Angst und Massenhysterie predigt. Die Nicht-Intentionalität des Bezugs seitens der Macher steht außer Frage. Als Kollektivportrait einer Metropole in paranoider Angst erreicht Zootopia teilweise eine Dichte, die an Fritz Langs M erinnert.



Das fremde Gedicht

Kurdische Lyrik zwischen zwei Sprachen

von Belind

Blicke, die sich treffen, die einander erwidern und in einen Kampf verwickelt werden. Augen, die um Aufmerksamkeit buhlen und sich im kleinen Raum verlieben: "Die Augen fliegen und du hoffst und verlangst, dass diejenige, die deine Blicke empfangen hat, sie nochmals aufnimmt", so Feryad Fazil Omar über sein Gedicht "Kampf im Bus", das 1983 in seinem Band Leuchten der Stimme erschien. Dass es für ihn in seinen Gedichten nicht nur um die Liebe geht, zeigt sich in seinem Engagement für den Erhalt und die Pflege der kurdischen Sprache.

Seinen ersten Kontakt mit der literarischen Welt hatte Omar mit 15 Jahren – nicht etwa in der Schule, sondern im Gefängnis. Arabische Nationalisten inhaftierten ihn 1966 in der irakischen Stadt Kirkuk. Sie folterten ihn, um eine Falschaussage gegen seine Familie zu erzwingen. In den sechs Monaten der Gefangenschaft lernte er Intellektuelle und Literaten kennen – und mit ihnen auch die Welt der Bücher und der Kunst. Nach seiner Freilassung studierte Omar Literaturwissenschaft an der Universität in Bagdad und kam 1978 mit einem Stipendium seiner Universität, wo er als Dozent tätig war, nach Deutschland. Damals, in den 1980er Jahren, lebten hierzulande etwa 500.000 Kurden, die überwiegend die zwei Hauptdialekte Kurmandschi und Sorani sprachen. Omar war

es seitdem ein Anliegen, diese Dialekte auch in seinen Kursen zu lehren. Seine Studenten lernen bis heute Kurdisch in lateinischer wie auch in arabischer Schrift.

Als er damals begann, seine eigenen Gedichtbände zu übersetzen, fiel es ihm schwer, den "Geist" der kurdischen Lyrik auf die deutsche Sprache zu übertragen: "Es war, als ob ein Arzt seinen Sohn in der Wüste operieren müsste", resümiert der Dichter. Für ihn sind die Gedanken der Verfasser die eigentliche Botschaft, die übermittelt werden muss. Es sei ein sehr langer und schwieriger Prozess – besonders dann, wenn fremde Lyrik übersetzt wird. Der Verfasser von kurdisch-deutschen Wörterbüchern übersetzte auch andere lyrische Werke, wie etwa kürzlich das kurdische Nationalepos $Mem \ \hat{u} \ Z \hat{n} n$ von Ehmedê Xanî aus dem Jahr 1695. Die klassische Liebesgeschichte im Stil von Romeo und Julia symbolisiert für die Kurden die Liebe zur Heimat.

Auch Feryad Fazil Omars Gedichte sind wie Bilder, die die Erinnerung an seine Heimat wachhalten. Bilder, die er nicht davon trennen kann.



Kampf im Bus

Cengêk le pas da

Le pasa bû,
Dû cût çawî,
Mestî cwanî,
Wirdewirde
Nîgay hestî
Xoşewîstîyan lêk dizî

Cengêk ruy da:
Efserekanî ême bûyn,
Cengewerekan çawman bûn.
Hêndey ne bird
Çawim rifî
Leser singî bilûrînî –
Bû be mîwan

Keçî ew xwa ne girtuwe Kişey ne kird, Hetawekû kotirî çaw Dûbare bate şeqqeyba<u>l</u>. Es war im Bus
Zwei Augenpaare,
Trunken von Schönheit,
Blickten heimlich
Und stahlen einander
Die Liebe.

Eine Schlacht begann:
Wir führten sie an,
Und unsere Augen kämpften
Ein schneller Blick
Streifte
Ihre Brüste.

Leider
Verscheuchten sie ihn nicht,
So daß er sich nicht
Davon lösen konnte.





Aus rechtlichen Gründen können die Gedichttexte nicht unter unserer üblichen Creative-Commons-Lizenz stehen. Ihre Verbreitung oder Verarbeitung erfordert die schriftliche Genehmigung der Übersetzer.



Rezension

Ein Schneider aus Homel auf Abwegen

Ein redseliger jüdischer Schneider aus der UdSSR reist durch das Europa der 1920er Jahre. Die Andere Bibliothek veröffentlicht Ilja Ehrenburgs frühen Roman *Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz* in der deutschen Erstübersetzung von 1928.

von David

Tie ein Fuchs, der sich ins Pelzgeschäft verirrt hat" – so fühlte sich der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg über weite Strecken seines Lebens. Die Titelfigur seines tragikomischen Schelmenromans Dasbewegte Leben des Lasik Roitschwantz dürfte sich auch oft so gefühlt haben, gleichwohl er nicht mit Füchsen, sondern eher mit Kaninchen etwas zu tun hatte...

Aber der Reihe nach: Lasik Roitschwantz, der jüdische Herrenschneider aus der Stadt Homel (heute in Weißrussland) hätte lebenslang Flicken an Hosen genäht, wenn die Russische Revolution nicht dazwischen gekommen wäre. So stolpert Lasik unfreiwillig in den marxistischen Lauf der Geschichte - und kommt durch eine Denunziation ins Gefängnis. Nach seiner Entlassung will er sich als würdiger Sowjetbürger beweisen, tritt aber mit seinem tölpelhaften Übereifer dem lokalen Parteichef einmal zu oft auf die Füße. So beginnt seine lange Flucht, die Lasik an die unmöglichsten Orte und in die wahnwitzigsten Positionen bringt: In Zentralrussland etwa wird er Parteibeauftragter für Kaninchenvermehrung, doch ohne jegliches Kaninchen weit und breit muss er auf besonders fantasievolle Weise Wirtschaftsberichte fälschen. Der magere, untersetzte Schneider wird in Königsberg als lebende Schaufenster-Reklame für Wunderlebertran eingestellt (als "Vorher"-Modell) - und muss nach einem Schäferstündchen mit der nymphomanen Gattin des Apothekers weiter gen Westen fliehen. In hippen Pariser Cafés wird er zum Liebling der Künstler-Bohème, später aber zu deren

Schrecken aufgrund seiner Neigung, Enten zu verputzen, die als Modell für Stillleben gedacht waren. Aus London als vermeintlicher bolschewistischer Spion verjagt, gelangt Lasik in seiner letzten Station nach Palästina, wo aber weder Araber noch jüdische Nationalisten dem russischsprachigen Schneider wohlgesonnen sind.

Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz ist stark elliptisch geschrieben, die Figur wird unvermittelt von einer Situation in die nächste geworfen. Unterbrochen wird die Erzählung immer wieder von Lasiks langen Monologen, in denen er Possen aus dem Leben in der Stadt Homel, belehrende jüdische Folklore-Geschichten und merkwürdige Anekdoten über den sowjetischen Alltag wild vermischt zum Besten gibt. Diese Monologe retten Lasik manchmal aus brenzligen Situationen – manchmal redet er sich in sein eigenes Verderben.

Mit der "Dialektik von der Überlegenheit der Unterlegenheit" beschreibt der Lyriker Peter Hamm im Nachwort treffend den Schneider aus Homel und vergleicht ihn mit Jaroslav Hašeks Soldaten Schwejk – auch ein bauernschlauer Dummkopf in ungewöhnlichen Zeiten. Doch Roitschwantz ist melancholischer: mit dem Fortgang seiner Reise wird Lasik zunehmend fatalistisch, kann sich immer seltener aus unangenehmen Situationen retten, bezieht immer mehr Prügel.

Der Roman erschien 1928 erstmals in russischer Sprache in Berlin, im gleichen Jahr dann in der deutschen Übersetzung (die auch in dieser Edition erhalten ist). Ehrenburg verarbeitete einige seiner eigenen Erfahrungen im Ausland: Geboren in Kiew, schloss er sich 1905 den Bolschewiki an. Die 1910er und 1920er Jahre verbrachte er größtenteils im französischen Exil als Journalist und Kriegsberichtserstatter. Engagiert für den internationalen Sozialismus, distanzierte sich Ehrenburg immer wieder von der Sowjetführung, ihrer Kulturpolitik und ihren Repressionen gegen Künstler - bis er in den eisernen Griff des Terrors geriet und als "Geisel Stalins" zur Kulturdiplomatie gezwungen wurde. Später bat Ehrenburg in Gedichten um Verzeihung darum, überlebt zu haben; nicht nur den stalinistischen Terror, sondern auch den Holocaust, den er bereits ab 1941 mit anderen sowjetischen Intellektuellen im "Jüdischen Antifaschistischen Komitee" systematisch dokumentierte. Die Bemühungen wurden im Zuge der zunehmend offen antisemitischen Repressionen der sowjetischen Regierung in den späten 1940er Jahren brutal unterbunden. Mit dem Roman Tauwetter gab Ehrenburg später dem Ende der Stalin-Ära einen eigenen Namen. Seinen Lasik Roitschwantz hingegen wollte der Autor selbst nie wieder publiziert sehen - "weil mir nach den Untaten des Nazismus die Veröffentlichung einer solchen Satire als vorzeitig erschien".

> Ilja Ehrenburg: Das bewegte Leben des Lasik Roitschwantz Die Andere Bibliothek 2016 405 Seiten 42,00 €





Kolumne

Spracharchitektur

von Thomas Honegger

Wie würden Sie, verehrter Leser, die deutsche Sprache beschreiben? Melodiös, wohlklingend, vertraut, hart, kompliziert, elegant, rauh, präzise, synthetisch, flektierend ...? Die Antwort hängt wohl nicht nur davon ab, welche die eigene Muttersprache und somit der implizite Vergleichsmaßstab ist, sondern auch, ob man eine sprachwissenschaftliche Ausbildung genossen hat: Jemand, der das Deutsche als eine synthetische und flektierende Sprache bezeichnet, hat wahrscheinlich mindestens eine Einführung in die Sprachwissenschaft besucht. Nun ist es zur Charakterisierung einer Sprache in einem streng wissenschaftlichen Rahmen durchaus angebracht, auf die Fachterminologie zurück zu greifen.

Sprachen sind jedoch mehr als eine Anhäufung von miteinander verknüpften Einzelcharakteristiken - so wie ein Mensch mehr ist als die Summe seiner (organischen) Teile. Um eine Sprache genauer kennen zu lernen und beschreiben zu können, benutze ich deshalb gerne den Vergleich mit einem Gebäude. Das Englische stelle ich mir als herrschaftlichen Landsitz vor - ein wenig wie Downton Abbey: durchaus imposant in seiner Gesamterscheinung, aber ohne die Schnörkel eines Barockschlosses (was eher für das Französische passen würde) und trotz seiner Größe von einer einladenden Gemütlichkeit. Die Fundamente des Herrenhauses sind über tausend Jahre alt und gehen auf eine angelsächsische Klostergründung zurück - so wie das Altenglische das Fundament der englischen Sprache darstellt und seine erste Kodifizierung durch die Kleriker erhalten hat. Der Grundriss und Aufbau des Gebäudekomplexes ist jedoch über die Jahrhunderte vollständig verändert worden - so wie sich das Englische von einer synthetischen zu einer analytischen Sprache wandelte. Über dem angelsächsischen Fundament haben die normannischen Eroberer ihre Steinmauern errichtet - ähnlich dem französischen Einfluß auf die englische Sprache, die von ihrer romanischen Schwester mehr als 10.000 Wortbausteine übernommen hat. An das ursprüngliche Zentralhaus wurden dann



über die Jahrhunderte mehrere Seitenflügel und Außengebäude hinzugefügt – vergleichbar mit den vor allem für die verschiedenen Wissenschaften wichtigen Fachsprachen, welche hauptsächlich aus dem Lateinischen und Griechischen gespeist werden.

Im Haus selbst findet man eine Unzahl von Gegenständen und Artefakten (sprich: Lehnwörtern) aus aller Welt, die Zeugnis ablegen von der weitreichenden Reisetätigkeit früherer Besitzer und so die immense Ausdehnung des britischen Imperiums widerspiegeln. Trotz seiner Größe ist der Landsitz für den Besucher leicht zugänglich - beinahe trügerisch leicht, denn die Komplexität des Gebäudes macht sich erst dann bemerkbar, wenn der Besucher tiefer in sein Inneres vordringt. Ähnlich ergeht es denjenigen, die Englisch lernen: Die ersten Schritte bewältigt man relativ schnell und ohne Probleme. Diese beginnen dann erst auf einer höheren Stufe. Und zu guter Letzt stellen wir fest, dass das Haus eine Doppelstruktur besitzt: Auf der einen Ebene sind die Bediensteten zugange (,downstairs'), auf der anderen die Herrschaften (,upstairs'). Dieses Klassendenken findet sich auch in der englischen Sprache wieder, die eine feine (oder auch nicht so feine) Unterscheidung in unterschiedliche Register und Stilebenen anbietet - und wehe dem Besucher, der sich in der Etage (bzw. dem Register) irrt. Mein 'architektonischer' Vergleich trifft vielleicht nicht immer zu hundert Prozent zu, aber er erlaubt, ein lebendiges und anschauliches Bild einer Sprache zu zeichnen - und macht nicht nur Lust neue Räume in bereits bekannten Gebäuden zu erforschen, sondern auch die Architektur neuer Sprachen zu erkunden. Und wann machen Sie Ihre nächste 'Spracharchitekturreise'?

Über die Nützlichkeit architektonischer Metaphern zur Sprachanalyse schreibt Thomas Honegger, Professor für Anglistische Mediävistik an der FSU Jena.



Grüße aus Johannesburg

von Lara



unique around the world Diesmal mit Blick aus dem höchsten Gebäude Afrikas.

Herausgeber: UNIQUE e.V.

Johannisplatz 26 07743 Jena

E-Mail: redaktion@unique-online.de Web: www.unique-online.de

Chefredaktion:

Die unique ist Preisträger des Wettbewerbs "Aktiv für Demokratie und Toleranz" 2012 des Bündnisses für Demokratie und Toleranz – gegen Gewalt und Rechtsextremismus sowie des Wettbewerbs "Miteinander studieren in Thüringen" 2012 des Thüringer Ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Dank an unsere Förderer:

Studierendenrat der EAH Jena

Redaktionssitzungen immer donnerstags 18 Uhr im "Haus auf der Mauer"

Ressortleiter:

David Leuenberger (WeitBlick) N.N. (LebensArt) Michaela Meißner (WortArt)

Adriana Mani, Anastasiia Slobodianiuk, Anna Scheer, Anne-gret Gräfe (AnneG), Barbara Bushart (Babs), Belind Hajy, David Leuenberger, Frank Kaltofen, Juliane Baars (julibee), Lara Hartung, Lutz Granert, Martin Repohl, Michaela Meißner (gouze), Quentin Czernin, Rebecca Hadler (bexdeich), Robert Sittner, Zsófia Turóczy (Szaffi)

Diese Ausgabe wurde außerdem unterstützt von: Alexandra Engel, Dr. Mark McCarthy, Paul Thiemicke, Prof. Dr. Thomas Honegger

Druck: Druckerei Schöpfel GmbH, Weimar Auflage: 4.000 Exemplare

ISSN: 11612-2267, 16. Jahrgang Satz & Layout: David Leuenberger, Frank Kaltofen, Michaela Meißner

Bilder: Redaktion, insofern nicht anders angegeben Zeichnungen: Anastasiia Slobodianiuk, Lara Hartung Onlinebetreuung: Frank Kaltofen, Michaela Meißner, Patrick Mehner

Bildnachweis | Copyrightvermerke: Titelbild: Anastasiia Slobodianiuk Schnappschüsse Seite 10 & Seite 18: © Austen Spanka

Seite 4 oben: © Studieren ohne Grenzen e.V. | Seite 4 Mitte: © Maxwell Photography | Seite 7: Studieren ohne Grenzen e.V. | Seite 9: © Gaby Gerster | Seite 11 v.o.n.u.: © Time & Life Pictures; © Maxwell Photography; Mark McCarthy | Seite 13: privat | Seite 17: Staatsbibliothek zu Berlin | Seite 19: Happy City Lab | Seite 20 v.o.n.u.: © Edition Moderne; Edition Büchergilde | Seite 22-23: © capelight pictures

Die unique und all ihre Inhalte stehen, sofern nicht anders gekennzeichnet, unter einer Creative-Commons-Lizenz. Alle Inhalte dürfen weiterverbreitet werden, wenn der Autor genannt wird und die Texte bzw. Bilder nicht kom-merziell genutzt werden. Mehr Informationen unter: creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/legalcode

Wir freuen uns jederzeit über eingereichte Leserbriefe, Artikel und Fotos. Es besteht keine Veröffentlichungspflicht. Anonym eingesandte Manuskripte finden leider keine Beachtung. Namentlich gekennzeichnete Artikel müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Dies gilt insbesondere für Gastbeiträge externer Autoren. Die Redaktion behält sich die Kürzung von Leserbriefen vor. Für den Inhalt von Anzeigen ist die Redaktion nicht



Anzeige



Fachkräfte für Thüringen - Ausbildung als Perspektive für ehemalige Studierende ohne Abschluss



Zweifel im Studium?



Studien-abbruch?













5 Vorstellungen deiner Wahl für nur 25 €*

Das Jugend- und Studenten-Abo



Abos und Infos im Theater:

Gera

Theaterplatz 1, 07548 Gera Tel: 0365 · 82 79 105

Altenburg

Theaterplatz 19, 04600 Altenburg Tel: 03447 - 585 160

kasse@tpthueringen.de

*Für 25,- E erhalten Schüler, Studenten, Auszubildende und Bundesfreiwilligendienstleistende bis 27 Jahre Gutscheine für fünf Veranstaltungen freier Wahl. Ausgenommen sind Gastspiele und Sonderveranstaltungen; solange freie Plätze verfügbar

> Bei Vorlage dieses Abschnitts erhältst du gratis einen #Theaterliebhaber-Stoffbeutel! Gültig bis 3.7.2016

#Theater

Theater&Philharmonie Thüringen www.tpthueringen.de